Nr. 43. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 23. Oktober 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun“.

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „Wochenschrift“ erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „Jeschurun“ Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Inhalt:

In Unterhosen. — Aus dem Berliner Gemeindeparlament. — Meine Antwort. — Der alte und der neue Glaube. Von Dr. S. Bernfeld. — Eine Missionsschrift. II. — **Wochen-Chronik:** Prozeß Sedlatzek. — Oesterreich und Ungarn. — Das Argentinische Hilfswerk. — **Feuilleton:** Das große Sterben. (Fortsetzung.) Von Wilhelm Jensen. — **Hier und dort.** — **Aus dem Leserkreise.** — **Kalender.** — **Anzeigen.**

In Unterhosen.

Ludwig Fulda hat vor einigen Jahren ein bekanntes Märchen dramatisch bearbeitet und auf die Bretter gebracht. So beliebt das Märchen in seiner alten Fassung bei den Kleinen ist, so unbeliebt wurde es in seiner neuen Form bei unseren Großen. Sie vermeinten in der Komödie eine geistreiche Satyre auf das Unfehlbarkeitsbewußtsein derer zu erblicken, die Macht an sich gerissen; eine humorreiche Verhöhnung aller, die in ihrer Beschränktheit den Unterthanenverstand für beschränkt halten. Und inderhat, das Sujet fordert diese Deutung geradezu heraus:

Zwei Männer aus der Fremde erklären einem putzsüchtigen Fürsten, ein Gewand anfertigen zu können, das schön und köstlich sei, wie kein anderes neben ihm, unvergleichlich wunderbar wie keines vor ihm. Es solle ein Talisman sein seinem Träger, ein Prüfstein für die intellektuellen und Charaktereigenschaften derer, die es schauen: Wer dumm sei oder schlecht, vermöge es nicht zu sehen. —

* * *

So märchenhaft es auch klingen mag, die Taktik der beiden Wundermänner hat Nachahmung gefunden. Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens hat vor acht Tagen seine Winterarbeit mit einer Rede und einer Polemik eingeleitet. Die Rede sollte beweisen, was nur Böswillige bezweifeln, daß die deutschen Juden allezeit deutsche Juden gewesen seien. Sie war gewissenhaft gearbeitet und ward gut vorgetragen, enthielt aber der überraschenden Momente keine. Anders die Polemik, die vom Vorstandstische gegen alle geführt wurde, welche die Art, wie der Zentralverein in Abwehr macht, nicht billigen und ihrer Mißbilligung öffentlich Ausdruck geben. Diese Rede war weder gewissenhaft gearbeitet, noch ward sie gut vorgetragen, dafür bot sie aber ein überraschendes Moment, das redlich verdient, der Vergessenheit entrissen zu werden. Rechtsanwalt Dr. Fuchs kritisierte die Zeitungsstimmen, welche sich nach dem letzten „Fleischbesudelungsprozeß“ gegen die ewige Klagerei aussprachen. Sein Berufs- und Amtsgenosse Dr. Horwitz sekundierte, und that aus eigenen Mitteln die Versicherung hinzu, daß diese Art von Abwehr nur mißbilligen könne, wer jüdische Empfindung nie besessen oder jegliches Ehrgefühl verloren habe, wer ein kurzsichtiger Thor oder ein verkappter Antisemit sei. Wer dumm ist oder schlecht, vermag den Talisman nicht zu schauen, sagten die beiden Wundermänner — des Märchens.

* * *

Der Fürst dieser Mär nahm das Anerbieten an und die Wundermänner begaben sich an die Arbeit. Sie war weder leicht noch billig. Von früh bis spat klapperten die Webstühle, rasselten deren Schifflein, Schätze an Gold und Geschmeide verschlingend. Die Hofschranzen, die dem Fürsten über die Fortschritte der Arbeit Bericht erstatten sollten, erklärten einmütig, daß der seltene Stoff an Schönheit und Pracht ihre Erwartungen übertreffe. Zwar, sie hatten keinen einzigen Goldfaden, sondern nur leere Webstühle gesehen, allein die Furcht, dumm oder schlecht zu scheinen, ließ sie alles sehen, was ihnen die Wundermänner suggerierten. Und auch dem Fürsten erging es nicht anders; auch er wollte weder thöricht noch verderbt erscheinen, und auch er sah, was er sehen, bewunderte, was er bewundern — sollte.

* * *

Die antisemitischen Angriffsvereinigungen haben die jüdischen Abwehrvereine ins Leben gerufen. Beschränkten sich diese lediglich auf die Abwehr antisemitischer Angriffe, sie würden als notwendiges Uebel innerhalb der deutschen Juden-

heit eine Stellung einnehmen, und niemand wäre „dumm oder schlecht“, um ihnen hindernd in den Weg zu treten, ihrem stillen Wirken die gebührende Anerkennung zu versagen. Allein sie sind unausgesetzt bemüht, das geringe Maß von Interesse, das unsere Glaubensgenossen jüdischen Angelegenheiten noch entgegenbringen, völlig zu absorbieren, und hierin erblicken die Freunde des Judentums eine Gefahr für unser ohnehin arg darniederliegendes Gemeindeleben.

„Die Opferwilligkeit der Juden wird von unserem „Militarismus“ vollständig absorbiert; unter diesem leiden alle Kulturaufgaben des Judentums. Es hat sich ein Heer von Berufenen und Unberufenen gebildet, die immer mit den gruseligsten Geschichten kommen, um das jüdische Publikum mit der Furcht vor dem Antisemitismus zu hypnotisieren und es zu großen Geldopfern zu bewegen. Bei einem Teile dieser „Retter“ ist das Ganze zum Metier geworden; öffentlich und im stillen wird für diese edle Sache gesammelt. Diese diskreten Sammlungen sind für gewisse Existenzen geeignet, um nach der bekannten, von Heine gegeißelten, Methode zu verfahren:

Die Hilfsgelderkasse wurde geführt
Von wahren Christen und Frommen; —
Erfahren hat nie die linke Hand,
Wieviel die rechte genommen.“

So in unsrer Nr. 19 vom 8. Mai d. J. zu lesen. Wir wollen sogleich bemerken, daß die letzten Sätze nicht auf den „Zentralverein“ gemünzt waren. Er ist unter den Abwehrvereinen der einzige, der von uneigennützigen Männern geleitet wird und darum unsere Sympathien verdient. Allein die Uneigennützigkeit hat einen Eigendünkel erzeugt, der bekämpft werden muß. Dieser Dünkel gaukelt den Vereinsleitern Erfolge vor, die der Verein nicht gehabt, Verdienste, die er nie haben wird. Sie vermeinen ein köstliches Gewand zu schauen, das nur in ihrer Phantasie besteht, einen Talisman, der das Judentum bedecken und beschirmen solle. Und wagt jemand die Bemerkung, daß das Gewand garnicht vorhanden sei, daß der Vereinstalisman die Blöße der Judenheit nicht allein nicht bedeckt, sondern an unserem Leibe neue Blößen aufgedeckt habe, dann erwidert man ihm, daß er das Gewand nicht zu schauen vermöge, weil er — dumm sei oder schlecht. Diese Epitheta wünscht keiner mit seinem Namen in Verbindung gebracht zu sehen, und wenn darum die Wundermänner in Vereinsversammlungen ihr märchenhaftes Gewand ausbreiten, so wird es von allen Seiten staunend bewundert, obwohl man auf allen Seiten eitel — Luft sieht. —

* * *

Begleitet von seinem Hofstaat zeigt der Fürst sich seinem Volke; seine Kammerdiener haben ihn blos mit Unterhosen, die Wundermänner aber mit dem Talisman „bekleidet“. Er sieht das Gewand nicht, ist aber gewiß, daß sein Volk, weder dumm noch schlecht, es schaue. Auch das Volk sieht das Gewand nicht, ist aber seinerseits gewiß, daß der Fürst, weise und gut, es sehe. Da ruft ein noch unverdorbenes Kind laut und vernehmlich: „Er hat ja nichts an!“ und gebrochen ist der Bann, gelöst ist der Zauber; der offenen Naivität folgt die ehrliche Ueberzeugung: „Er hat ja nichts an!“ tönt es von allen Seiten.

* * *

In der nächsten Versammlung wird der Vorstand des Zentralvereins mit seinem neuen Gewande und seinem neuesten — einzigen — Erfolge paradieren. Der Prozeß Sedlatzek wird aufmarschieren müssen, und die nicht dumm sein wollen noch schlecht, werden dem „Erfolge“ zujubeln, den Talisman anstaunen. Welchen Wert wir dem gestrigen „Siege“ in Moabit beimessen, das sagen wir an anderer Stelle. Hier sagen wir nur noch eines:

Ob wir Zustimmung finden oder Ablehnung erfahren, ob man uns — die wir seit anderthalb Jahrzehnten im Dienste des Judentums stehen, die wir in diesem Dienste gestanden lange bevor die Wundermänner des Zentralvereins ihr Herz erweckt und entdeckt, daß es für das Judentum schlägt — jüdisches Empfinden abzusprechen sich erdreistet — uns soll's wenig kümmern. Wir werden nicht aufhören denen, die mit ihrem märchenhaften Gewande prahlen, zuzurufen:

Der Talisman Einbildung gaukelt euch ein Kleid vor, das in Wirklichkeit nicht vorhanden ist; was ihr anhabt, sind doch nur — Unterhosen!

A. L.

Aus dem Berliner Gemeindeparlament.

Berlin, 19. Oktober.

Die gestrige Sitzung der Repräsentanten-Versammlung bot der aufregenden Momente keine. Es war eine Sitzung im richtigen geschäftsmäßigen Stile, wie sie vor Eintritt der „neuen Aera“ fast durchgängig herkömmlich war. Eine kleine Ueberraschung, allerdings nur hinsichtlich der äußerlichen Struktur des Sitzungssaales, wurde den Tribünenbesucher diesmal bereitet. Wahrscheinlich, um den bekanntermaßen unter aller Kritik schlechten akustischen Verhältnissen abzuhelfen, hat man unten im Sitzungssaale den hufeisenförmigen grünen Tisch der Repräsentanten um ein beträchtliches Ende nach links gerückt, und der Vorstandstisch, der sonst ziemlich isoliert seinen Platz inne hatte, ist nunmehr in die unmittelbare Nähe der Repräsentanten, in die offene Stelle des Halbkreises hineingeschoben worden. Aus dieser „Linksschwenkung“ der Repräsentanten und der „Annäherung“ an den Vorstand, die ja allerdings, um mit Frau Wilhelmine Buchholtzens Schwiegersohn zu reden, „rein äußerlich“ ist, könnten übrigens vielleicht schwarzseherisch veranlagte Naturen allerhand nicht ganz fernliegende Schlüsse ziehen. Indessen thun diese Leute gut, damit bis zur Erledigung der Vorstandswahlen zu warten. Sollte dann das eintreten, was der Vorstand und seine Parteigänger erwarten und viele in der Gemeinde befürchten, dann hätten allerdings jene Pessimisten recht mit ihrem Argwohn, daß jene äußerliche Linksschwenkung und jene äußerliche Annäherung nur ein Symbol, ein Omen für die Schwenkung und Annäherung nach innen zu bedeuten hat. In diesem Falle würde man auch wohl nicht zu viel behaupten, wenn man meinte, daß wiederum all die Differenzen zwischen dem Vorstand und der neuen Majorität, aus denen Optimisten den Beginn einer besseren Zeit für unsere Gemeinde prognostizieren zu müssen glaubten, auch eben „rein äußerlich“ gewesen sind. Dem publizistischen Organe des Vorstandes möchten wir übrigens bei dieser Gelegenheit an die Hand geben, aus dieser Umstellung der Tische und Stühle die Folgerung entnehmen zu wollen, daß „hoffentlich diese Neuerung für den Wiederbeginn der alten

guten Beziehungen zwischen Vorstand und Repräsentanten-Versammlung und damit für die Wiederherstellung des Friedens in unserer Gemeinde ein gutes Vorzeichen darstellen möge."

Eine Besserung der akustischen Verhältnisse haben wir in der letzten Sitzung noch nicht konstatieren können. Kommen wir aber nun zur Sache selbst.

Da wurde zunächst ein Schreiben verlesen, an Vorstand und Repräsentanten gerichtet, ohne Angabe des Datums und ohne Unterschrift. So viel von dem Inhalt zu verstehen war, bemängelte der Anonymus die Predigten an den hohen Feiertagen und verbreitete sich sonst noch de omnibus rebus et quibusdam aliis. Jedenfalls hat er seinen Zweck erreicht und sein übervolles Herz ausgeschüttet.

Alsdann erklärte sich die Versammlung mit der Annahme einiger sehr bedeutender Legate einverstanden, welche der verstorbene Herr Felix Blumenthal testamentarisch der Gemeinde vermacht hat. Ein Kapital von 150,000 Mark bestimmt der Erblasser für eine Erweiterung bezw. einen Neubau des jüdischen Krankenhauses. Solange das nicht möglich ist, sollen die Zinsen dieser Summe bedürftigen Kranken und Rekonvaleszenten zu gute kommen. Weitere 30,000 Mark erhielt die Armenkommission zur Verteilung der Zinsen an verschiedene Arme am Sterbetage des Testators, und zwar in Beträgen von mindestens 100 Mark. 3000 Mark sind bestimmt zur Instandhaltung der Gräber des Verstorbenen und seiner Eltern. 20,000 Mark erhält die Altersversorgungs-Anstalt in der Schönhauser Allee (Mannheimerſche Stiftung). Der nach Abzug dieser Legate noch verbleibenden Rest von etwa 80,000 Mark fällt ebenfalls der Gemeinde zu ohne nähere Bestimmung über dessen Verwendung. Eine Resolution der Kommission, den Vorstand zu ersuchen, die oben erwähnten 150,000 Mark zum Bau einer gynäkologischen Station im jüdischen Krankenhause zu verwenden — ein Wunsch, der mit großem Recht schon zu öfteren Malen geäußert worden ist — wurde vorläufig zurückgezogen. Ein weiteres Legat des Herrn Adolf Rieß in Dessau in Höhe von 6000 Mark wurde gleichfalls acceptiert. Aus den Erträgnissen soll ein Teil zur Instandhaltung der Gräber des Testators, sowie seiner Eltern und Großeltern verwandt werden, das Uebrige fließt der Armenkommission und dem Hospital zu. Nach gepflogenen Verhandlungen mit den Meyer-beer'schen Erben giebt die Versammlung ihre Zustimmung zu einer Verlängerung der Hypotheken auf den Grundstücken Rosenstraße 2 und Gr. Hamburgerstraße 26 auf 5 bis 10 Jahre unkündbar. Der bisherige Zinsfuß betrug 3¾ Proz., soll aber nunmehr nur noch 3½ Prozent betragen. Die Summe von 5000 Mark wird bewilligt als Zuschuß zu den Einrichtungskosten des Hospitals. Erforderlich waren zu diesem Zweck 12,000 Mark, wovon 7000 Mark durch freiwillige Spenden bereits gedeckt sind.

Es folgten sodann noch die Berichte über Kassenabschlüsse einzelner Spezialverwaltungen. Aus dem Bericht über das jüdische Krankenhaus entnehmen wir, daß dasselbe einen Minderverbrauch von 3350 Mark zu verzeichnen hatte. Von 1547 aufgenommenen Kranken wurden 55 Prozent gratis verpflegt und behandelt. Die Sterblichkeitsziffer betrug in der inneren Abteilung 13½ Prozent, in der äußeren Abteilung 8⅛ Prozent. Das Vermögen der Anstalt beträgt zur Zeit 1,193,006 Mark und hat sich gegen das Vorjahr um 25,287 Mark vermehrt.

Die Zentralstelle für Wohlthätigkeits-Einrichtungen hat ihre Wirksamkeit in der Anbahnung einer Verbindung zwischen den einzelnen Abteilungen dieser Thätigkeit und gegenseitigen Auskunfts-Erteilung entfaltet. Ihr Konto schließt mit einem Minderverbrauch von 785,20 Mark ab. Nachdem noch 1999,35 Mark für Reparaturen an Grabsteinen, zu deren Erhaltung die Gemeinde verpflichtet ist, bewilligt worden, schließt die öffentliche Sitzung.

So friedlich und gemütlich ist seit geraumer Zeit keine Sitzung verlaufen. „Ach, wenn es doch immer so bliebe," mag wohl der Vorstand gedacht haben.

Meine Antwort.

Offener Brief an Herrn Realschul-Direktor Dr. Hirsch, Frankfurt a. M.

M. Frankfurt a. M., im Oktober.

Sehr geehrter Herr Direktor! Am 3. September begannen Sie im „Israelit" eine Artikel-Serie gegen mich und meine Federzeichnung: „Von Hirsch bis Breuer" loszulassen. Ursprünglich hatte ich die Absicht, mit der Erwiderung zu warten, bis Sie fertig sind. Aber — Sie werden nicht fertig. Vom 3. September bis zum 1. Oktober geben Sie drei Artikel; wenn das in diesem Tempo weitergeht, kann das Jahrhundert zu Ende gehen, ehe Sie Ihr Herz ganz ausgeschüttet haben, und dieses Blatt ist nicht in der glücklichen Lage, seinen Lesern alte Sachen präsentieren zu dürfen. Ich habe mich daher entschlossen, Schlag auf Schlag zu erwidern; die bisherige Zugverspätung werde ich freilich nachholen müssen.

Ich sagte: Sie haben eine Artikel-Serie gegen mich losgelassen. Das ist wahr, denn Ihre Artikel strotzen von Beleidigungen und Verdächtigungen. „Journalistischer Auswurf", „Karrikatur", „trauriger Mut", „Verlästerung", „Entstellung", „unwürdige Verleumdung", „Schmähartikel" — diese Dornenlese findet sich in 18 Zeilen Ihres ersten Artikels, während ich eine Prämie aussetzen dürfte auf ein Schimpfwort oder eine Beleidigung in meinen bisherigen Artikeln. Das Gegenteil wäre eine Vorspiegelung Ihres hier allgemein bekannten Größenbewußtseins, der jede nicht auf das Kommando der Dynastie Hirsch einexerzierte Regung als eine „Schmähung", „Verleumdung", 2c. — ich will nicht Ihr langes Register an Synonymen dieser Gattung aufziehen — kurz als eine Majestäts-Beleidigung auffaßt. Die Majestät der Dynastie Hirsch, der „das Judentum seine Rettung vom Untergang verdankt", ist bei Ihnen gleichsam eine angeborene Idee, deren Sie sich gar nicht entäußern können, und Sie verlieren sofort die Objektivität des Urteils, sobald man Sie und Ihre Familie wie gewöhnliche Menschenkinder behandelt.

Indessen: de gustibus non est disputandum und chacun à son plaisir; der eine hat seine Freude am Schimpfen, der andere an sachlicher Darlegung. Ich halte mich wie bisher an das letztere. Ich habe über Samson Raphael Hirsch ge-

schrieben, nicht gegen ihn. Ich habe freilich coram publico einige Wahrheiten ausgesprochen, welche zu hören die Dynastie Hirsch nicht gewöhnt ist. Das werde ich auch weiter thun, selbst dann, wenn Sie es in Zukunft mir schwerer machen sollten, mich Ihrer zu erwehren. Bis jetzt haben Sie es mir wahrlich leicht genug gemacht.

Sie fechten gegen Windmühlen, Herr Direktor! Ich habe behauptet, daß gegenwärtig, nachdem die Hauptgemeinde — „Hauptgemeinde", trotz Ihrer köstlichen Sophismen in Nr. 78 und 79 des Mainzer Blattes, wo Sie beweisen wollen, die Frankfurter Hauptgemeinde sei eine — „Separat-Gemeinde" und die „Adaß Jeschurun" sei die Hauptgemeinde! — daß gegenwärtig, nachdem die Hauptgemeinde den Bedürfnissen der Orthodoxie nach allen Anforderungen des „Schulchan Aruch" durch einen streng orthodoxen Rabbiner, durch Mikwa und Schule Sorge getragen, — daß jetzt, in der Gegenwart, die Separat-Gemeinde Adaß Jeschurun keine andere Existenz-Berechtigung habe, als daß in der Synagoge der Hauptgemeinde die Orgel spiele und einige Gebet-Stücke abgeschafft seien.

Was antworten Sie darauf? Sie geben die geschichtlichen Daten, die zur Bildung der Separat-Gemeinde Adaß Jeschurun s. Z. geführt haben. Ich gestehe offen, daß diese Daten mich außerordentlich interessiert haben, daß das meiste davon mir unbekannt war, und Ihr Verdienst, mich geschichtlich belehrt zu haben, soll Ihnen ganz ungeschmälert bleiben. Ich will noch weiter gehen und sogar zugestehen, daß die Bildung der Separat-Gemeinde Adaß Jeschurun seiner Zeit noch in höherem Maße ein verdienstvolles, dem Judentum zum Segen gereichendes Werk gewesen, als ich dies bisher glaubte und wußte. Wie sehr ich das Verdienst der Orthodoxie, den Fanatismus der Reformer überwunden zu haben, anerkenne, das können Sie in meinen Artikeln: „Eine Notlage unserer Orthodoxie", (Nr. 37 und 38 d. Bl.) und „Zur Charakteristik S. R. Hirschs", (in Nr. 39) finden.*)

Ich bin ein Gegner des Fanatismus, unter welcher Flagge immer er die Gewissensfreiheit hemmt. Selbst das Austrittsgesetz, das einer der bedenklichsten „Erfolge" der Orthodoxie ist, ein Erfolg, der vor dem Weltgericht der Geschichte eine sehr ungünstige Beurteilung finden wird, hat bis jetzt wenigstens noch die gute Folge gehabt, daß die Vorstände der großen Gemeinden den Bedürfnissen der orthodoxen Minoritäten entgegenzukommen sich veranlaßt sahen. Dies geschichtliche Verdienst der Separat-Gemeinde mit der „Adaß Jeschurun" an der Spitze, soll ganz ungeschmälert anerkannt werden. Die Bildung der Separat-Gemeinde war eine gute Medizin, sie hat gewirkt; in allen Gemeinden bemühen sich die Majoritäten mit den Minoritäten in gutem Einvernehmen zu leben, um nicht zum Austritt zu drängen.

Jetzt aber, da die Medizin gewirkt, nachdem die Krankheit geheilt — wozu noch die Medizin? Das ist der Kernpunkt der Frage, um die es sich in der Gegenwart handelt: Ist in einer Gemeinde, in welcher, wie in Frankfurt, durch die Hauptgemeinde den Forderungen der Orthodoxie in geradezu mustergiltiger Weise entsprochen ist, noch das Fortbestehen der orthodoxen Separat-Gemeinde eine Notwendigkeit, ein Bedürfnis, eine Pflicht vom Standpunkte des Schulchan Aruch aus?

Der selige Würzburger Rabbiner Bamberger hat bekanntlich seiner Zeit, gegen S. R. Hirsch, das Gutachten abgegeben, daß unter diesen Umständen der Austritt aus der Hauptgemeinde nicht mehr vom Schulchan Aruch geboten sei. Diese Entscheidung involviert so ziemlich die Meinung, die Existenz-Berechtigung der Separat-Gemeinde sei zu Ende. Ist dies aber nicht der Fall, hat die „Adaß Jeschurun" auch jetzt noch ihre Existenzberechtigung, so kann dies nur dadurch — vom Standpunkte des Schulchan Aruch, nicht vom Standpunkte der Dynastie Hirsch aus — motiviert werden, daß in der Synagoge der Hauptgemeinde nicht alles mit dem Schulchan Aruch „rechten Dingen" zugehe. Wenn dann aber in der Synagoge der Separat-Gemeinde Einführungen getroffen wurden, die nicht ganz kongruent den Bestimmungen des Schulchan Aruch entsprechen, so wird man zugeben müssen, daß das eine Inkonsequenz ist, die irgend einer Erklärung bedarf. Sollte das eine genügende Erklärung sein, daß es sich vor Jahrzehnten um mehr als Orgel und Abschaffung von Gebeten handelte? Die Zeit liegt ja hinter uns; in der Gegenwart handelt es sich — um die Gegenwart. S. R. Hirsch hatte im Gegensatz zu Bamberger entschieden, es sei auch jetzt noch die Pflicht des Orthodoxen aus der Hauptgemeinde auszutreten, weil ein Teil der von den Orthodoxen erhobenen Steuern für Orgel ꝛc. verwendet werde. Hat S. R. Hirsch diese Entscheidung vor Jahrzehnten getroffen, als noch der „Fanatismus des Vorstandes" den Orthodoxen die Gewissensfreiheit bedrohte, oder zur Zeit, als der Vorstand schon der Orthodoxie gegenüber kapituliert hatte?

Indessen, was lasse ich mich da von Ihnen aufs Eis führen? Sie unterstellen mir die Absicht, durch meine Artikel die Adaß Jeschurun aus den Angeln zu heben, und um dies zu verhindern, schreiben Sie eine Geschichte der Religionsgesellschaft. Offen gestanden, es hat meiner Eitelkeit sehr geschmeichelt, daß man meinen Artikeln eine solche Bedeutung beimißt und sie als eine Gefahr für den Bestand der Adaß Jeschurun darstellt. Wäre das nicht der Fall, so hätten Sie, wie ich Sie kenne, den Fehde-Handschuh nicht aufgenommen. Ist das aber der Fall, sind meine Artikel eine solche Gefahr, — dann läßt das „tief blicken". Wie viel Explosionsstoff muß dann in der Adaß Jeschurun aufgehäuft sein, wenn ein journalistischer Funke — Sie sehen, ich taxiere meine Artikel nicht zu hoch — wie ein Bomben-Attentat aufgefaßt wird! Ist das der Fall, dann werden aber auch Ihre geschichtlichen Expektorationen die Explosion nicht aufhalten. Selbst wenn Sie meinen „Funken" erdrückten — was aber Ihre unsachgemäßen Ausführungen gewiß nicht fertig bringen — wenn nichts als der „Funke" fehlt, wenn alles andere zur Explosion reif ist — der Funke wird sich schon finden.

Aber das ganze beruht auf falscher Voraussetzung: die Adaß Jeschurun fliegt von einigen Zeitungs-Artikeln noch nicht in die Luft. Sie ist zwar nicht für die Ewigkeit gebaut, aber im Augenblick droht ihr wohl keine Gefahr. Wenigstens hatte ich nicht die Absicht, ein so schreckliches Attentat auszuführen, schon darum nicht, weil ich nicht glaube, daß

*) Diese Artikel waren in Händen der Redaktion, ehe noch Ihr erster Gegenartikel erschienen war.

meine Feder eine solche Herkules-Arbeit leisten könnte. Und hätte ich es in der Hand, die Adaß Jeschurun in die Luft zu sprengen, ich thäte es nicht, schon wegen — Ihrer Schule nicht, Herr Direktor. Denn Ihre Schule leistet inderthat Großes: neben gründlicher weltlicher Bildung tüchtiges jüdisches Wissen. Wenn es in meiner Kraft stände, ich würde in jeder jüdischen Gemeinde eine solche Schule etablieren und diesen Schulen gar keinen bessern Direktor wünschen, als Sie es sind — wenn auch mit etwas weniger Eifersüchtelei und Unduldsamkeit gegen selbständige Charaktere à la Plato, Werner ꝛc. Nein, ich habe mir ein objektives Urteil bewahrt in den Kämpfen des Lebens, und einige Artikel, die jemand, wenn auch noch so gespickt mit Verdächtigungen und Beschimpfungen, gegen mich schreibt, sollen mir meine Anerkennung für das Gute, wo ich es auch finde, nicht trüben. Von mir hat also die Adaß Jeschurun nichts zu fürchten, auch wenn ich der Jupiter mit dem zermalmenden Blitz wäre.

Ja, aber warum habe ich dann meine Artikel „Von Hirsch bis Breuer" geschrieben, wenn ich der Adaß Jeschurun kein Härchen krümmen will?

Gestatten Sie mir eine Gegenfrage — (ich bin Jude, Herr Direktor) — warum haben Sie und Ihre Gesinnungsgenossen sich so sehr über meinen ersten Artikel gefreut? Warum hat Ihnen der erste Artikel so wohl gethan? War dieser Artikel, da Dr. Breuer noch nicht demissioniert hatte, eine geringere Gefahr für den Frieden, also auch für den Bestand der Adaß Jeschurun? Ach ja, in diesem ersten Artikel hatte ich die Wirksamkeit Ihres seligen Vaters noch objektiv beschrieben, ohne eine psychologische Erklärung daran zu knüpfen — und was liegt an der Religionsgesellschaft Adaß Jeschurun, wenn nur Hirsch vergöttert wird, wenn nur die Dynastie Hirsch ruhmbekränzt dasteht? Wenn Sie so tief besorgt um den Bestand der Religionsgesellschaft sind, daß Sie ein ganzes Lexikon um seine Schimpfwörter berauben, um den, der diesen Bestand gefährdet, tot zu machen: warum nicht da schon, als Sie noch Weihrauch-Dämpfe einatmeten? —

Nein, Herr Direktor — und jetzt will ich Ihnen eine sehr unangenehme Wahrheit sagen, die aber hier in Frankfurt allgemein anerkannt wird: — Sie haben kein Recht darauf, den Ritter zu spielen, der für den Bestand der Adaß Jeschurun eintritt, Sie haben das Anrecht auf diesen Beruf verloren in dem Augenblicke, als Sie Ihrem — Schwager, Herrn Dr. Breuer, sich als Gegner, als unversöhnlichen Feind entgegenstellten! Ihre Stellung zu Dr. Breuer war und ist die größte Gefahr für den Bestand und für die Würde der Religionsgesellschaft! Mag sein, daß Sie von den edelsten Motiven geleitet sind; Sie sind sich gewiß der edelsten Motive bewußt — ich sage das ohne Ironie und Spott — ich bin überzeugt, daß Sie gegen Ihr besseres Wissen keinen Schritt thun; Sie waren gewiß der Ueberzeugung, daß das Lebenswerk Ihres sel. Vaters durch Dr. Breuer nicht fortgeführt werden könne — Herr Dr. Breuer verliert durch dieses Urteil garnichts an seiner eigenen Bedeutung; man kann ein großer Mann sein, ohne die Eigenschaft zu besitzen, das Erbe Samson Raphael Hirschs anzutreten; — Sie waren also sicherlich der Meinung, dies Erbe anzutreten sei niemand geeigneter als Sie, der Sie Jahrzehnte lang der Mitarbeiter Ihres Vaters gewesen. Ich will das sogar ohne Bedenken unterschreiben, ja ich glaube, daß Sie zu viel der „Sohn Ihres Vaters" sind, daß Sie dadurch zu wenig Originalität besitzen — das Schicksal aller Söhne großer Väter — aber als Erbe der Ideen und Intentionen Ihres Vaters kann sich gewiß keiner mit Ihnen messen, und nur die kindliche Pietät gegenüber dem Werke Ihres Vaters hat Sie in den Schmollwinkel gedrängt.

Allein das Verharren im Schmollwinkel ist nur begreiflich vom Standpunkte der Dynastie Hirsch, nicht aber vom Standpunkte der Rücksicht auf den Bestand der „Adaß Jeschurun". Nachdem die Wahl Ihres Schwagers zum Nachfolger Ihres Vaters erst ein fait accompli war, war es, wenn anders der Bestand der „Adaß Jeschurun" Ihnen höher stand als die Interessen der Dynastie, Ihre Pflicht, den Schmollwinkel zu verlassen und nicht dauernd die „Adaß Jeschurun" und auch Ihre eigene Familie in zwei unversöhnliche Feindeslager zu teilen. Sie mußten die vom Schwager dargebotene Hand ergreifen, und Sie hätten der gute Genius des Dr. Breuer werden, Sie hätten ihn verhindern können, die Fehler zu begehen, die er gemacht hat — Sie als Schwager mehr als ein Fremder — und Sie hätten ihn allmählich ganz unbewußt aus seiner halbasiatischen Anschauungsweise herausbringen können, daß er in den Frankfurter Patriziergeist sich hineingelebt hätte, so daß er mit der Zeit ein ganz passabler Vertreter der Orthodoxie in Glacé geworden wäre.

Sie haben das nicht gethan — das war und bleibt die größte Gefahr für den Bestand der Religionsgesellschaft. Das ist der Explosionsstoff, der in der „Adaß Jeschurun" sich angehäuft hat, der vor jedem Funken zittern muß in dem Maße, daß Sie selbst in einigen Artikeln einer Zeitung, die Sie garnicht mit Namen nennen wollen, eine solche Gefahr erblicken, daß Sie mit dem ganzen Rüstzeug geschichtlicher Darstellung und persönlicher Verdächtigung diese Gefahr beschwören zu müssen glauben — Sie, der Sohn des großen Samson Raphael Hirsch — Sie selbst, bichewodo ubeazmo — Sie, der einzig legitime Kronprätendent der Dynastie Hirsch!

Diese Auseinandersetzungen sind der ganzen Adaß Jeschurun und noch weiteren Kreisen der Frankfurter Gemeinde sowie allen orthodoxen Rabbinern Deutschlands aus der Seele gesprochen. Aber Sie — ein umgekehrter Mosche rabbenu, der die Gottesstimme hörte, die ganz Israel nicht gehört (s. Raschi Anfang Wajikra) — Sie hören nicht, was jedes Kind vernimmt.

Aber wenn in einer „in der Reichshauptstadt erscheinenden jüdischen Zeitung" ein Artikel erscheint, in welchem die hohe Persönlichkeit Ihres seligen Vaters einer psychologischen Analyse unterzogen wird, wie jeder große Mann, der doch immer Mensch bleibt, selbst wenn er in Riesengröße eines „Heiligen" emporragte, da schreien Sie Zeter! Warum? Hat meine Beurteilung die Größe Ihres Vaters verkleinert? Ich habe in dem großen Samson Raphael Hirsch den Menschen zu skizzieren gesucht, — das ist natürlich ein großes, ein unsühnbares Verbrechen! Was, Samson Raphael Hirsch wäre auch nur ein Mensch und nicht ein Engel, er soll nicht allwissend, allmächtig gewesen sein, alle Sprachen beherrschend,

mit höchstem Wissen ausgerüstet — ein Mensch, der auch irren konnte und unter Umständen aus der Not eine Tugend machen mußte?

Diese verhängnisvolle Menschenvergötterung, der Götzendienst mit Personen, der, im schroffsten Gegensatz zum ganzen Geiste des Judentums, in der modernen Orthodoxie getrieben wird, läßt Sie nicht sehen, was doch ganz klar liegt, nämlich daß hinter meinen Artikeln gar keine Tendenz steckt, daß mein Bericht nichts weiter ist als ein — Bericht. Statt dessen zerbrechen Sie sich den Kopf: Was liegt doch nur zwischen dem ersten Artikel und dem zweiten? Da muß eine Intrigue, eine Haupt- und Staats-Aktion dazwischen liegen! Da muß am Ende der Vorstand der Hauptgemeinde oder sonst eine einflußreiche Person einen Wink oder ein — — — Douceur u. dgl. gegeben haben; denn sonst ist es garnicht begreiflich, daß jemand, der so tiefes Verständnis für S. R. Hirschs Wesen und Ideen hat, nur einen Menschen in diesem erblickt, der den allgemeinen Gesetzen des Seelenlebens unterworfen ist!!

In erster Reihe stehen Ihnen also, wie ich bewiesen habe, die Interessen der Dynastie Hirsch, dann aber kommt natürlich die Religionsgesellschaft Adaß Jeschurun. Nächst Ihrer Familien-Größe ist die Adaß Jeschurun das Größte und Herrlichste auf Erden. Sehr natürlich: warum soll der Meister nicht sein Werk loben?

Aber auch die Verliebtheit in sein eigenes Werk muß ihre Grenzen haben und keine grotesken Dimensionen annehmen. Wie weit Sie aber in der Bewertung der „Adaß Jeschurun" gehen, davon haben Sie in Ihrem dritten Artikel (Nr. 78 und 79 des „Israelit") ein bewunderungswürdiges Meisterstück geliefert.

Sie behaupten in diesem Artikel nichts mehr und nicht weniger als: die „Adaß Jeschurun" ist keine „Separat-Gemeinde", die Frankfurter Hauptgemeinde ist die Separat-Gemeinde, und die Adaß Jeschurun ist die Hauptgemeinde. Der verehrliche Leser meint gewiß, ich will ihm da blauen Dunst vormachen, um die Lacher auf meine Seite zu ziehen. Ich muß Sie also wörtlich zitieren:

„Es erscheint nicht unwichtig, doch einmal wieder zu konstatieren, wer denn durch seinen fanatischen Haß die Trennung bewirkt und wer vergebens alles aufgeboten hat, sie zu verhindern. Nicht die Frommen, sondern die Reformer, nicht die angebliche „Separat"-, sondern die sogenannte „Haupt"-Gemeinde hat die Separation vollzogen. Sie hat sich von dem alten Judentume losgesagt!" — Weiter: „Wir protestieren gegen die Bezeichnung „Separat-Gemeinde" . . . . Eine Separat-Gemeinde setzt das Vorhandensein einer andern jüdischen Gemeinde voraus. Das trifft hier nicht zu. Daß die „Hauptgemeinde" eine jüdische Gemeinde nicht sein wollte, haben wir nachgewiesen" . . . . „Deshalb ist aber auch, von dem höhern geschichtlichen Standpunkte aus betrachtet, in Wirklichkeit die „Hauptgemeinde" die „Separatgemeinde". Und die Religionsgesellschaft . . . . nicht als „Separatgemeinde", sondern vor Gott und Menschen steht gerade sie als die Fortsetzung der altehrwürdigen Frankfurter jüdischen Gemeinde da."

Das sagten Sie, Herr Direktor Hirsch, wörtlich: Die Frankfurter Hauptgemeinde ist die Separatgemeinde, und die „Adaß Jeschurun" ist die Hauptgemeinde! Diesen Sophistereien auch nur ein Wort der Beleuchtung hinzuzufügen, hieße die Wirkung dieser unfreiwilligen Komik abschwächen. Und diese Geschmacklosigkeit wäre wirklich ein Rätsel, wenn Sie nicht selbst in demselben Artikel den Schlüssel zur Lösung gegeben hätten. Sie haben da nämlich die wirklich goldene Wahrheit ausgesprochen:

„Es ist die Naivetät des Fanatismus, die den Gedanken auch nur an die Möglichkeit der Berechtigung des entgegengesetzten Standpunktes garnicht aufkommen läßt."

Das ist großartig gesagt, diese Wahrheit erklärt alles: Die Naivetät des Fanatismus läßt den Gedanken auch nur an die Möglichkeit der Berechtigung des entgegengesetzten Standpunktes garnicht aufkommen. Sie können sich garnicht denken, daß ein Judentum außerhalb der Schablone der Orthodoxie auch noch ein Judentum sei. Sie können also nichts für die Sophisterei, die Frankfurter jüdische Hauptgemeinde für die „Separatgemeinde" und die Adaß Jeschurun für die „Hauptgemeinde" anzusehen — es ist die „Naivetät des Fanatismus". Man darf Ihnen auch wegen Ihrer Schmähungen und Verdächtigungen nicht grollen — es ist die „Naivetät des Fanatismus!" Man darf sich nicht wundern, daß Sie Ihre Artikel als ein Evangelium des „Friedens" betrachten — es ist die „Naivetät des Fanatismus!" Man darf sich nicht wundern, daß Sie keinen Unterschied kennen zwischen einst, ehe die Hauptgemeinde orthodoxe Institutionen errichtete, und jetzt, wo dies geschehen ist — es ist die „Naivetät des Fanatismus!" Sie können auch kein Auge dafür haben, daß heute, nachdem der Vorstand der Hauptgemeinde sich bei der Fürsorge für die orthodoxen Elemente sehr wohl befindet, nichts in der Welt mehr imstande wäre, die orthodoxen Institutionen der Hauptgemeinde wieder umzustoßen, auch wenn das „Bollwerk" der Adaß Jeschurun beseitigt wäre — Sie können das nicht sehen — es ist die „Naivetät des Fanatismus!"

Die „Naivetät des Fanatismus" ist ein goldenes Wort, es erklärt vieles, erklärt alles, und tout comprendre c'est tout pardonner!

Der alte und der neue Glaube.

(Eine Erwiderung.)

I.

Eine von mir in dieser Zeitschrift gemachte Anregung, auf deren praktische Durchführung ich mir selbst keine große Hoffnung mache, hat hier eine nach allen Richtungen hin „vernichtende" Kritik erfahren. Sowohl der Grundgedanke, wie auch dessen Einzelheiten und historische Begründung wurden samt und sonders als unhaltbar und unlogisch verworfen; an dem Verfasser jenes armen Artikels — das ist „meine Wenigkeit", wie der philisteriöse Ausdruck lautet — ist nichts geblieben, als das Kompliment, daß er sonst ein „geistreicher" Mann sein — soll, welches Epitheton ihm aber diesmal eben so wenig zukommt, wie der Moreno-Titel gewissen „liberalen" Gemeinde-Vorstehern. Ich bin aber ehrlich genug einzugestehen, daß ich garnicht die Absicht gehabt, „geistreich" zu sein, sofern ich sonst diese Absicht erreichen könnte, sondern einen in der That diskutierbaren Vorschlag zu machen. Möglich jedoch, daß ich, weil ich mich mit diesem Gedanken schon seit längerer Zeit herumtrage, in der irrigen Meinung war, daß er eigentlich für Alle selbstverständlich sein müßte, weshalb ich es unterlassen habe, die nähere Begründung beizugeben. Anderer-

seits gebe ich auch zu, daß in mir damals, als ich jene Zeilen niedergeschrieben, noch der Unmut über die fade Form unseres Gottesdienstes, wie wir ihn heutzutage selbst während der heiligen Feste haben, noch nachwirkte und ich infolgedessen in einzelnen, abgerissenen Sätzen meine Gedanken ausgesprochen habe. Ja es ist eine eigene Sache mit der objektiven Ruhe, die man in solchen Fragen vorzuheucheln versucht. Ich dachte, mich mit einer Satyre über diese moderne Verkümmerung des Gottesdienstes begnügen zu können und schrieb so meine Betrachtungen über die „gottesdienstlichen Vorstellungen des neunzehnten Jahrhunderts“ nieder. Als ich aber zu meinem Bedauern sehen mußte, daß über diese traurige Erscheinung wirklich gelacht wird und sich nicht vielmehr darüber der heilige Zorn äußert, so war mir klar, daß ich in solchen Dingen nicht scherzen durfte, daß es vielmehr an der Zeit ist, die Wahrheit ohne jede Beimischung von Satyre in nackten und klaren Worten zu sagen.

Herr M., der meinen Vorschlag so eingehend kritisierte, meint, es sei meinerseits Unrecht, nur für die Orthodoxie das Recht in Anspruch zu nehmen, unwissende Rabbiner zu besitzen. Was „unsere“ Scheinorthodoxie betrifft, welche sich mit einem unwissenden Rabbiner begnügt, der fromm die Augen verdreht und Sonnabend das Taschentuch um den Leib bindet, so möge man mich ein für allemal mit dieser Mißgeburt des neunzehnten Jahrhunderts verschonen; es wird mir kein Mensch, der mich nur einigermaßen näher kennt, im Ernste insinuieren, daß ich dieser Sorte von Orthodoxie Geschmack abgewinnen könnte. Ich gebe zu, oder vielmehr erkläre ich dies mit dem größten moralischen Stolze, dessen ich fähig bin, daß ich für das konservative Judentum eintrete, daß ich nur in diesem meine religiöse, ja auch meine intellektuelle Befriedigung finde; daß mir das moderne Judentum als eine Parodie auf unsere glorreiche Geschichte erscheint, weshalb ich es als eine löbliche That betrachte, offen und ehrlich im Judentum eine Reaktion anzustreben. Aber nie und nimmer würde mir das orthodoxe Gethue Befriedigung gewähren, welches mit dem sogenannten Reformjudentum an Unwissenheit und Fadheit wetteifert, welches sogar „Konzessionen“ zu machen bereit ist und nach allen Seiten hin, wo ein Profitchen in Aussicht steht, liebäugelt, Gott einen charmanten Herrn sein läßt, nebenbei aber auch die Reformprediger und den Gemeindevorsteher. Dieses orthodoxe Judentum ist noch widerwärtiger als unser liberales Knownothingtum, und zwar deshalb, weil in diesem Falle moralische Falschmünzerei getrieben wird, ein Handel mit einer heiligen Sache und eine Irreführung des Volkes. Wenn ich die Redensart von dem unwissenden Reformrabbiner gebraucht habe, so war es gewiß nicht meine Absicht, der Taschentuchorthodoxie ein Kompliment zu machen. Bei mir beginnt die Orthodoxie beim Wissen und bei der Gesinnung. Rabbiner S. R. Hirsch war orthodox, ihm zolle ich meine aufrichtige Verehrung, weil er beides in vollem Maße besaß, während diese Bezeichnung von Anderen nur mißbräuchlich geführt wird.

Nun aber zu dem Vorschlage selbst. Bei sehr reiflicher Ueberlegung kann ich noch immer nicht finden, etwas unmögliches vorgeschlagen zu haben. Es sei denn, daß unsere Vorsteher diesem Vorschlage nimmer zustimmen würden, weil er so ganz und gar nicht in ihr System paßt. Inderthat hätte ich zuerst diesen Vorschlag an die Bekenner der andern Konfessionen richten müssen; wäre er dort acceptiert worden, so würde er in der Folge von unseren Gemeinden nachgeäfft worden sein, wie Orgel, Opernchor, Konfirmandenunterricht und all die andern erhabenen Einrichtungen des modernen Judentums. Abgesehen jedoch von diesem einen Hindernisse, sehe ich inderthat nicht ein, weshalb nicht mit diesem Vorschlage der Versuch gemacht werden könnte, da er den Vorzug hat, sich historisch bewährt zu haben. Das Judentum kennt keine Predigt, sondern nur die Belehrung, die nicht von Geistlichen, sondern von gelehrten Männern ohne Unterschied des Berufes ausgegangen ist. Das Produkt dieser Volksbelehrung in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten finden wir in der palästinensischen Agadah, welcher wir, was poetische Schönheit, Innigkeit und religiösen Schwung betrifft, den poetischen Büchern gleichstellen dürfen. Zugegeben muß wohl werden, daß solche Epochen des schaffenden Genius, wie die der Propheten oder die der Agadah, in der Geschichte sich nicht leicht wiederholen; wir können von unseren Rabbinern ebensowenig verlangen, daß sie Agadah produzieren, wie etwa von den „Gartenlaube“-Dichtern, daß sie einen „Faust“ dichten sollen. Dort, wo die eigene Produktionskraft nicht vorhanden ist, kann man ja doch durch Fleiß und sonstige Begabung zum mindesten einen belehrenden Vortrag bieten über die geistigen Schöpfungen, die unsere Altvordern aus einer gottbegnadeten Zeit uns hinterlassen haben. Will uns Herr M. wirklich einreden, daß die moderne Durchschnittspredigt — einzelne Ausnahmen mögen wohl vorkommen, wenn mir auch in Berlin noch keine begegnet ist — „belehrend“ sei? Wodurch denn? Etwa durch den Schwall von Phrasen, von denen selten eine logisch richtig ist? Durch das abgebrauchte Thema von der Mission Israels, von der die Redner selbst keine historische oder völkerpsychologische Auffassung haben? Ich glaube an eine Mission Israels, aber die Männer, die sie predigen und verbreiten, müssen doch anderes geschaffen sein; vor allem dürfen sie nicht willige Werkzeuge unserer Gemeindevorsteher bilden, auf dem Gebiete der jüdischen Wissenschaft dürfen sie nicht unbewandert sein.

Herr M. meint, auch wissenschaftliche oder belehrende Vorträge können ebensogut wie Predigten abgeschrieben werden. Gewiß. Nur wäre in diesem Falle die Kontrolle denn doch leichter. Herr M. wird wohl auf unsere Litteratur-Reisenden angespielt haben, welche schon seit Jahren mit irgend einem Abschnitt von Grätz herumhausieren. Aber wenn die Sache auch schlecht ist, so verrät sie doch den Durst des Volkes nach Belehrung. Wie kommt es aber, daß die meisten Rabbiner sich diese Hauptpflicht haben abnehmen lassen? Eben weil ihnen in den meisten Fällen die wissenschaftliche Qualifikation fehlt. Predigten lassen sich abschreiben oder umarbeiten; wer wird die Kontrolle üben können? Hingegen kennen wir so ziemlich alle Grätz und die anderen Quellen, aus denen unsere „Gelehrten“ schöpfen. An und für sich ist es ein beschämender Zustand, daß man in Berlin, in der größten deutschen Gemeinde, sagen darf: „N. N. ist ein großer Redner, ein vorzüglicher Prediger, freilich ist er wissenschaftlich gleich Null . . .“ Das ist es ja eben: Wenn man eine Predigt nachspricht,

merkt es niemand, hingegen kann es für die Dauer kein Geheimnis bleiben, wenn man etwa — Wellhausen nachschreibt, um Gelehrsamkeit zu dokumentieren.

Dr. S. Bernfeld.

Eine Missionsschrift.

II.

Mein erster Artikel beschäftigte sich mit der Art und Weise der Missionsschrift im allgemeinen. „Vor fremden Thüren fegen, blos um Staub aufzuwirbeln" — das charakterisiert unsere Brochüre aber auch im besondern.

Wer mit dem Fegen vor fremden Thüren mehr als Staub aufwirbeln, wer rein machen will, der schreibt vor allem einen klaren, verständlichen Stil. Der Stil unserer Missionsschrift ist aber das schrecklichste Kauderwälsch, das man sich nur denken kann. Es ist die reine Irrbahn von Zwischensätzen und Zitaten. Nehmen wir z. B. den dritten Satz auf der ersten Seite, über das Geschick der ersten Brochüre: „Die jüdische und die christliche Moral." Dieser Satz lautet wörtlich: „Da ist dem andern Herrn Rabbiner (vgl. „Israelit" Nr. 98 Jahrg. 1895 sub Pasewalk, Anmerkung) meine Veröffentlichung so unbequem geworden, daß derselbe daraus Anlaß nimmt, sich über meine gelegentlichen (um meines Interesses an Israel willen) ziemlich ausgedehnten Besuche, die demselben doch damals nicht so unangenehm waren, noch nachträglich zu beschweren, vermutlich und sogar sehr wahrscheinlich deshalb, weil er auf diesem nicht gar ungewöhnlichen Wege des Hinauskomplimentierens hofft, sich die in meinem ersten Schriftchen enthaltenen ihm peinlichen Wahrheiten am ehesten vom Leibe halten zu können, und denkt dabei garnicht, daß, wenn er ja Ursache zum Zorn haben sollte, er nur Ursache zum Zorn über sich selbst haben müßte, der doch durch Aufnahme jenes Artikels in Nr. 6 des „Israelit" vom Jahre 1895 „Die jüdische und die christliche Moral" eben jeden dies lesenden Christen, der nicht „ein stummer Hund, der nicht strafen kann" (wie Jes. 56 V. 10 davon spricht) sein wollte, zu einem Wort der Erwiderung herausforderte." Im Tone dieses Satzes geht es durch die ganze 30 Seiten starke Brochüre, immer in Sätzen, bei denen einem der Atem und die Geduld ausgeht. Es ist unbegreiflich, wie ein Mann, der einen so entsetzlichen Stil schreibt, sich dazu berufen fühlen kann, irgend eine Sache in unserer Zeit vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu vertreten. Es ist das reine Attentat auf den guten Geschmack und auf den Genius der deutschen Sprache. Um noch einige Beispiele zu geben, damit man nicht glaube, der angeführte Satz stehe in seiner grandiosen Entsetzlichkeit vereinzelt da, citiere ich: „Also denn in Hoffnung diesmal zu machender besserer Erfahrungen (S. 7). Ferner: „Ich habe wohl in jener ersten Zuschrift noch nicht unmißverständlich genug geredet, darum wird diese gegenwärtige zweite auf die Grundprinzipien, an denen sich von jeher zu allen Zeiten im Altertum wie in der Neuzeit hüben wie drüben, d. h. im Christentum wie im Judentum, die Geister scheiden und auch in Zukunft scheiden werden, zu reden kommen." (S. 7). Ist das nicht possierlich gespreizt und verkrüppelt zugleich? S. 8: „Von was der Verf. reden möchte, ist der — wenn zwar auch nicht von Israels biblischen Zeiten her demselben ursprünglich eigne, doch durch die Länge der Zeit hindurch, namentlich von der Zerstörung des zweiten Tempels her — bei Israel tief und fest eingewurzelte Irrtum, als ob der Mensch mit seinen von Natur her ihm eignenden Kräften den im Gesetz ihm geoffenbarten Gotteswillen so zu erfüllen imstande wäre, daß er dereinst im Gericht Gottes damit bestehen könnte, ein Irrtum, über den sich unseres deutschen Volkes Väter schon zur Zeit der Reformation klar und bündig in Liedesweise also ausschließen." Und nun folgt ein 14 Verse langes Lied von Paul Speratus (gest. 1551) als Beweis. Ich will den Leser nicht weiter maltraitieren, er wird an diesen Proben genug haben, um zu begreifen, daß ein Mann, der durch verschrobene Logik und noch verschrobeneren Stil so wenig Beruf zum Schriftsteller hat, sich gar nicht zu wundern braucht, wenn seine Tortur-Elaborate ohne Antwort bleiben. Es ist eine wahre Tortur, fürs Denken, wie für den guten Geschmack, das ganze Ding durchzulesen. Ich bin überzeugt, 99 pCt. des „deutschen Rabbinats" haben nach der ersten Seite die Brochüre in den Papierkorb geworfen, gerade so, wie ich es mit der ersten Brochüre auch gemacht habe. Wie deutet aber der Verf. den Umstand, daß seine Stümperei unbeantwortet bleibt? „Der deutsche Rabbinat ist nicht imstande, mir zu antworten!" Man könnte ihm ja freilich seine kindische Freude, seine unfreiwillige Komik gönnen. Aber der Herr ist nicht nur selbst geblendet von der Größe seiner Leistungen, er beruft sich auch andern gegenüber darauf, daß man ihm nicht antworten konnte, und schließlich glauben es sogar die israelitischen Kreise, die der liebliche Herr Verfasser mit seinen „gelegentlichen (um seines Interesses um Israel willen) ziemlich ausgedehnten Besuchen" beehrt. Er soll also seine Antwort haben, damit er Ruhe habe, indem er erkennt, wo er hingehört, und damit auch „der deutsche Rabbinat" Ruhe bekomme.

Also zum Inhalt der Brochüre. Was will der Verfasser?

Es war wirklich ein hartes Stück Arbeit, herauszubringen, was der Verfasser eigentlich will. Die Sprache der Brochüre ist ja deutsch, jedes einzelne Wort ist wenigstens deutsch, aber der Zusammenhang, die Sätze, alles ist — spanisch. Ich habe mich aber dem Martyrium unterzogen, um des „Pudels Kern" aus der entsetzlichen Emballage herauszuwinden. Nach mehrfach wiederholter Lektüre ist mir endlich das „große Werk" gelungen, herauszufinden, was der Verfasser will.

„Israel war ein Bekenntnis und ein Volk und wird beides wieder werden", wenn es aus „zwei Inkonsequenzen" herausgekommen sein und „drei Ermahnungen" beherzigt haben wird. Die erste Inkonsequenz, die er seinem „geliebten" Israel zum Vorwurfe macht, besteht darin, daß Israel zwar sich zum Evangelium der Propheten, aber nicht zur Lehre Jesu bekennt. Die zweite Inkonsequenz besteht darin, daß der „Logos" des Philo, die von Philo gelehrte „göttliche Mittelkraft" bei der Weltschöpfung und in der Geschichte nicht als unjüdisch gilt, dagegen der Lehre des Judentums widerstreiten soll, daß dieser Logos zur Erlösung des Menschengeschlechtes Fleisch und Blut geworden. Die dreifache Mahnung wiederum besteht in folgendem: Erstens: „Israel

befolge das Beispiel der Jakobssöhne ihrem Bruder Joseph gegenüber." Wie die Jakobssöhne schließlich vor Joseph sich beugten, als der Erfolg ihm Recht gegeben, so soll Israel sich zum Christentum bekennen, denn der Erfolg ist auf Seiten des Christentums. Zweitens: „Israel kämpfe auch den Jakobskampf bis zu seinem Ende durch" — d. h. Jakob hat bei der Rückkehr in die Heimat mit dem Engel gekämpft und schließlich „geweint und um Gnade gefleht" (Hosea 12,4 und 5, aber nach falscher Auffassung, die das „Weinen und um Gnade flehen" auf Jakob und nicht auf den Engel bezieht) — so soll Israel den Logos überwinden, indem es die „Gnade", die Fleischwerdung des Logos, ergreift. Drittens: „Israel trete in die Fußstapfen des Glaubens seines Erzvaters Abrahams", d. h. „Abraham war so tüchtig und geschickt zum Glauben, weil er der Gottesliebe Raum in seinem Herzen gab", so soll auch Israel der Gottesliebe im Herzen Raum geben, dann wird es auch geschickt zum Glauben werden. Denn von Abraham heißt es: „Abraham glaubte dem Herrn und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit." (Genes. 15,6). Diese Ermahnungen soll Israel befolgen und aus seinen Inkonsequenzen herauskommen, dann wird es wieder „ein Bekenntnis und ein Volk", wie zur Zeit des Babylonischen Exils: Damals hat die Not der Zeit Israel zum Glauben an die Propheten gebracht. Die Not ist wieder da: der Antisemitismus. Dieser soll Israel dazu bringen, die Konsequenz des Propheten-Glaubens zu ziehen, um wieder ein Bekenntnis und ein Volk zu werden.

(Schluß folgt.)

Wochen-Chronik.

Berlin, 21. Oktober.

— **Prozeß Sedlatzek.** Der „Judengott" darf also nicht beschimpft werden; Karl Sedlatzek ist gestern wegen dieses Deliktes mit drei Monaten Gefängnis bestraft worden. Sedlatzek hatte, wie bekannt, in einem Zeitungsartikel den Juden vorgeworfen, sie könnten von dem Morden christlicher Kinder zu gottesdienstlichen Zwecken nicht lassen. Solcher Unthaten bedürfe das Judentum alljährlich, um sein Osterfest und seine „große Festwoche" mit dem „Versöhnungstage" in einer dem Judengotte wohlgefälligen Weise feiern zu können. „Das Blut eines hingeschlachteten Christenkindes wird getrocknet und zu Pulver gestoßen und die Agenten des ritualen Mörder-Geheimbundes bringen dann je eine kleine „Pille" der „vernichteten Feindesseele" den einzelnen Judengemeinden, deren Rabbi die Pille im Osterwein auflöst, um die ganze Gemeinde an dem „Feindesmahl" teilnehmen zu lassen." Auf Strafantrag des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens war wegen dieses Artikels die Anklage erhoben worden. Die achte Strafkammer sprach s. Z. den Angeklagten frei, weil nicht nachzuweisen sei, daß er in einer bestimmten Aeußerung Gott gelästert habe und eine Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft nicht vorliege, der Angeklagte mit seinen Ausführungen vielmehr die ganze jüdische Rasse gemeint haben könne. — Die von der Staatsanwaltschaft hiergegen eingelegte Revision hielt das Reichsgericht für begründet, hob das erste Urteil auf und verwies die Sache zu erneuter Verhandlung an das Landgericht Berlin II. In der gestrigen Verhandlung erachtete der Staatsanwalt sowohl eine Gotteslästerung, als auch eine Beschimpfung der jüdischen Religionsgesellschaft für vorliegend. Der Judengott sei nicht ein anderer Gottesbegriff, als der nach § 166 geschützte, das habe das Reichsgericht bereits festgestellt. Die Erklärung des Angeklagten, daß seine Angriffe sich gegen die Rasse richteten, widerspreche dem Wortlaute des Artikels, der keinen Zweifel darüber lasse, daß die jüdische Religionsgemeinschaft getroffen werden sollte. Auch das Moment der Beschimpfung liege vor. Die Behauptung, der Judengott habe Wohlgefallen an dem Ermorden christlicher Kinder, sei geeignet, den Judengott nicht nur einer Mißachtung, fordern geradezu der Verachtung preiszugeben. Dasselbe gelte von der bezüglich des Judentums aufgestellten Behauptung; wer da glaube, daß letzteres dem Barbarismus des Kindermordens huldige, der müßte eine große Verachtung gegen das Judentum empfangen. Dem Angeklagten könne nicht das Bewußtsein der Beschimpfung gefehlt haben. Zugegeben, daß es Personen giebt, welche an dem Glauben, daß Ritualmorde existieren, festhalten, so müsse doch dem Angeklagten bekannt sein, daß es mindestens ebenso viele Leute giebt, welche diesen Glauben als durchaus irrig bekämpfen. — Der Verteidiger sowohl als auch der Angeklagte plaidierten für Freisprechung. Sedlatzek habe weder Gott noch irgend eine Religion beschimpft; er habe den „Judengott", „einen Götzen, dem eine bestimmte Klique von Juden anhänge", gemeint. Bezüglich des Ritualmordes berief der Angeklagte sich auf alle möglichen und unmöglichen Zeugen, die bekunden sollen, daß solche gottgefällige Verbrechen von den Juden verübt wurden und werden. Selbst die Dienstmagd in Seckenburg bei Tilsit, deren „Blutabzapfung" wir s. Z. beleuchtet haben, sollte citiert werden, obwohl der Angeklagte weder Namen noch Wohnort derselben anzugeben vermochte. Der Gerichtshof beschloß, sämtliche gestellten Beweisanträge abzulehnen: 1. die Vernehmung von Sachverständigen und Brochüren, weil es gerichtsbekannt sei, daß es eine Reihe von Forschern giebt, welche behaupten, auf Grund ihrer Studien zu der Ueberzeugung gekommen zu sein, daß Ritualmorde der Juden wirklich bestehen, weil es ebenso gerichtbekannt ist, daß eine Reihe anderer Forscher zu gerade entgegengesetztem Ergebnis gekommen ist, so daß die Streitfrage nicht zu gunsten des Angeklagten verwertet werden kann; 2. die Vernehmung der benannten Zeugen deshalb, weil dadurch nur dargethan werden würde, daß ab und zu Juden anderen Personen Blut entzogen haben. — Der Gerichtshof nahm in Uebereinstimmung mit den Ausführungen des Staatsanwalts an, daß sowohl Gotteslästerung als auch Beschimpfung der jüdischen Religionsgemeinschaft vorliege. Der jüdische Gottesbegriff sei ja ein anderer als der christliche (!!), er werde aber gleichfalls durch das Strafgesetzbuch vor Beschimpfungen geschützt. Nach der von dem Reichsgericht in seinem Erkenntnisse aufgestellten Rechtstheorie habe der Angeklagte verurteilt werden müssen, da er zweifellos das Bewußtsein von dem beschimpfenden Charakter seiner nicht gegen die Rasse, sondern gegen die Religionsgesellschaft gerichteten Angriffe gehabt habe. Was das Strafmaß anlange, so habe der Gerichtshof erwogen, daß überall, wo der Weg der Beschimpfung

und Verhetzung gewählt werde, eine scharfe Strafe am Platze sei. — Wir geben diesen Bericht nach politischen Blättern wieder. Dem Vorstand des „Zentralvereins" aber geben wir zur Erwägung anheim, ob er sich seines „Erfolges" zu freuen oder gar zu rühmen Ursache habe. Fast ebenso schlecht wie Sedlatzek ist in diesem Prozesse der „Judengott", ist das Judentum weggekommen. Jener sei nicht identisch mit dem Gotte der Christen, und dieses habe sich von dem scheußlichen Verdachte des Ritualmordes nicht zu reinigen vermocht, so ungefähr sprach sich das Erkenntnis aus, — was ist dabei gewonnen? Daß Sedlatzek ins Gefängnis wandert? Offen gestanden, wir würden, nachdem wir seine Ausführungen vor Gericht gelesen, ihn in eine andere Anstalt zur Beobachtung seines Geisteszustandes schicken, damit wäre viel gewonnen, denn dann würde der Zentralverein sich entweder auflösen oder eine ersprießliche Thätigkeit nach innen entfalten.

— **Oesterreich und Ungarn.** Die Wiener „Jüdisch-theologische Lehranstalt" scheint sich in Ungarn bei den maßgebenden Kreisen der dortigen Judenschaft keines übermäßigen Vertrauens zu erfreuen. Die Hörer dieser Anstalt ungarischer Abstammung haben dort zu kämpfen, ehe ihre Studienzeugnisse Anerkennung finden. Ein Hörer der Wiener Lehranstalt, ein Ungar von Geburt, wandte sich mit einem Gesuche, dem alle notwendigen Dokumente in vorschriftsmäßiger Form beigelegt waren, an das ungarische Honvedministerium behufs Erlangung des Benefiziums der Militärfreiheit, die nicht nur den Theologen christlicher Konfession, sondern auch den Hörern der Preßburger Rabbinerschule, des Budapester Rabbiner-Seminars und seit einem Jahre auch den Hörern der theologischen Fakultät in Wien ohne Ausnahme erteilt wurde. Nachdem aber Frequentationszeugnisse des früher erwähnten Rabbiner-Seminars beigelegt wurden, übersandte das Honvedministerium behufs Ueberprüfung derselben die Akten an das Kultusministerium, welches diese Aufgabe auf die israelitische Landeskanzlei übertrug. Die israelitische Landeskanzlei sah sich veranlaßt, jenen Paragraphen, laut dem in Ungarn Rabbiner nur jene sein dürfen, „die ihre Qualifikation im Inlande erlangt haben", hervorzuholen, um die Abweisung des Petenten zu beantragen. Das Honvédministerium erteilte demnach dem Petenten das Benefizium nicht, sondern wies ihn an, von seinem Einjährig-Freiwilligenrechte Gebrauch zu machen. So kam folgende Absurdität zustande: Ein Kandidat, der noch zumindest 2 bis 3 Jahre hören muß, wird von der Landeskanzlei für „fertig" erklärt, und derselbe Kandidat, der in einem Wiener Seminar, das von der Landeskanzlei als ausländische Anstalt bezeichnet wird, absolviert, muß seiner Militärpflicht im Auslande, nämlich wieder in einer Wiener Kaserne nachkommen. Die israelitische Landeskanzlei ist also der Ansicht, daß ein Rabbinatskandidat, der 1 bis 2 Jahre in einer ausländischen Anstalt zubringt, nicht dieselben Rechte genießen darf, wie der christliche Theologe, der in Rom seine Studien absolviert, daß ein ungarländischer Hörer der Wiener Anstalt, wenn er nicht immer sein Diplom an ungarischen Anstalten erlangen kann, seiner Rechte verlustig erklärt wird. Ein hervorragender Abgeordneter christlicher Konfession ist nun bemüht, dem Gleichheitsprinzipe des Rezeptionsgesetzes wieder auf die Beine zu helfen. Welchen Erfolg diese Bemühungen haben werden, muß die Zukunft lehren.

— **Das Argentinische Hilfswerk.** Der Generalbevollmächtigte des russischen Zentralkomités für die Kolonisation in Argentinien, Herr Feinberg, richtet an die „Zephira" eine Zuschrift, in welcher er ausführt, daß alle ungünstigen Nachrichten über das Scheitern des Argentinischen Hilfswerks von solchen Leuten ausgegangen seien, die aus irgend einem Grunde in Argentinien nicht verbleiben wollten oder konnten, und da ihnen die Rückkehr nach Rußland untersagt ist, durch derartige Mitteilungen ihr Mütchen an dem Kolonisationswerk kühlen. In Wirklichkeit stehe das Unternehmen so glänzend, wie nie zuvor. „Auf meiner letzten Inspektionsreise habe ich mich aus eigener Anschauung überzeugt, wie vortrefflich unsere Brüder zum Landbau geeignet sind, und daß die Kolonien einer ungeahnten Blüte entgegengehen. Der Zentral-Ausschuß giebt sich alle Mühe, die Mißbräuche abzustellen und den Kolonisten ausgiebigen Schutz angedeihen zu lassen. Die Gesellschaft verfügt über bedeutende Mittel und ist im Begriffe, einen Teil ihrer Thätigkeit dem Innern Rußlands und Polens zuzuwenden. Was die Eignung Argentiniens zu Kolonisationszwecken anbetrifft, so dürfte dieselbe heute keinem Zweifel mehr unterliegen. Auch sind die Schwierigkeiten wohl bedeutend, aber keineswegs unüberwindlich. Den letzten Berichten zufolge ist in Mosesville die diesjährige Ernte gediehen; wie ein Regierungsorgan mitteilt, entwickelt sich diese Kolonie immer besser, Wege sind gebaut, Wirtschaftsgebäude aufgeführt, und man ist am Werke, eine Synagoge, eine Schule und ein Bad zu vollenden und den Bau eines Gemeindespeichers im Angriff zu nehmen. Diese Kolonie dürfte binnen kurzem einer der Zentralpunkte in Santa-Fé werden. Aus Mauricio schreibt Herr Lapin, daß unter den Kolonisten Zufriedenheit herrscht; große Strecken wurden angebaut und die Kaufkontrakte unterzeichnet. Herr Rappaport berichtet, daß die seiner Leitung unterstehenden Kolonisten ihre Felder sämtlich angebaut haben. Sogar die Kolonisten in Primero-de-Majo, welche den meisten Widerstand leisteteten, haben sich schließlich an die Arbeit gemacht. Bis zum 25. Juli sind 107 000 Hektare angebaut worden und der Anbau von weiteren 1800 Hektaren steht bevor. Im allgemeinen darf, so Gott will, eine vorzügliche Ernte erhofft werden. Die Kolonisten sowohl, wie die Verwaltung haben ihre Pflicht gethan, um ein günstiges Resultat zu erzielen. Im ganzen sind dieses Jahr mehr als 40 000 Hektare außer den früher in Anbau genommenen Strecken angebaut worden." — Wir wünschen, daß an diesem Berichte kein Wort unrichtig wäre. Mittlerweile liegen die von Argentinien zurückgekehrten 70 Auswanderer noch immer vor Konstantinopel, ohne daß die Behörden ihnen gestatten, die Stadt zu betreten. Die Armen haben keinen Pfennig. Die Hirsch'sche Agentur versuchte, ihnen die Fahrt nach Odessa zu verschaffen, die Kapitäne der russischen Dampfer aber weigerten sich, sie an Bord zu nehmen, bevor ihre Päſſe nicht vom russischen Konsul visiert worden wären. Der russische Konsul stellt ihnen aber kein Visum aus, weil ihnen die Auswanderung aus Rußland nur unter der Bedingung gestattet worden war, daß sie niemals zurückkehren würden. Die

Aus- oder richtiger Einwanderer wandten sich an das russische Ministerium und beriefen sich auf das kaiserliche Reskript vom 14. August, das allen russischen Unterthanen, einschließlich Flüchtlingen und Fälschern gestattet, nach ihrer Heimat zurückzukehren. Bis jetzt hat das Ministerium noch nicht geantwortet. Die 70 argentinischen Juden leben von der Mildthätigkeit ihrer Glaubensgenossen und wohnen in einer Außenvorstadt von Konstantinopel.

Feuilleton.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von **Wilhelm Jensen.**

(Fortsetzung.*) Nachdruck untersagt.

Drittes Kapitel.

Einige Minuten war die Wirkung, welche dies plötzliche Ereignis auf die über den Marktplatz zerstreute Menge, die sich immer mehr durch Zuzug aus allen anliegenden Gassen vergrößerte, ausübte, nur eine verstummende. Der Schreck traf wie ein Blitz aus wolkenloser Luft und lähmte die Zungen, jeder starrte seinen Nachbarn mit argwöhnischer Miene an und machte eine drohende, feindliche Bewegung gegen den, der zufällig das Unglück hatte, ihn mit seinem Körper zu berühren. Selbst der Inhaber des wunderthätigen, von der gefährlichen Aderlaß-Konkurrenz befreiten Theriaks stand schweigsam, er bewegte nur seinen Schlangenstab wie einen Fächer vor der Nase hin und her, und stierte auf die leblosen Ueberreste seines Kollegen, der im Zentrum seiner vis animalis keine Zuflucht vor dem Giftpfeil des sicher treffenden Schützen gefunden hatte.

Nur der junge Zimmermeister trat furchtlos auf Sybille zu, die, ohne auf das seltsame Verschwinden ihres lanzettenbewehrten Gegners Acht zu geben, ruhig auf den Knien liegen geblieben war und ihre Besprengung mit dem scharf duftenden Essig, der dem Kranken wohl zu thun schien, fortsetzte.

„Ihr seid unvorsichtig, Jungfer," sagte er in etwas vorwurfsvoll-ärgerlichem Tone; kennt Ihr den jungen Mann, daß Ihr das Leben, das Euch eben erhalten ist, schon wieder aufs Spiel setzt?"

Das Mädchen fuhr, ohne sich stören zu lassen, in ihrer Beschäftigung fort; sie wendete nur den Kopf ein wenig und entgegnete freundlich:

„Ich mache es wie Ihr, Meister, nur weniger edelmütig, da Ihr mich nicht kanntet, als Ihr mir zu Hilfe kamt. Ich aber muß es schon aus Dankbarkeit thun, denn dieser hat mir ebenfalls einmal das Leben gerettet, grad' wie Ihr —" sie errötete leicht, und ihre hübschen Augen glitten etwas verlegen aus denen des jungen Bürgers, der sie forschend anblickte — „es ist freilich schon lange her," fügte sie langsamer bei, „doch ich habe es nicht vergessen."

Sie bückte sich wieder über den Kranken, der schmerzlich aufstöhnte, allein die Volksmenge hatte sich jetzt von ihrem ersten, übermächtigen Entsetzen erholt und drängte laut durcheinanderschreiend dichter an die Bahre hinan. Einige Stimmführer waren unter ihnen, die sich entschlossen näherten.

„Er muß fort," sagten sie, „was ist es für ein Mensch? Er hat schwarzes Haar, es ist ein Fremder. Werft ihn vor die Stadt —"

Ein Gemurmel lief durch den Haufen. „Sie haben ihn vor dem Ghetto gefunden," schrie eine kreischende Stimme, „es ist ein Jude, den die Andern sterbend bei Nacht aus dem Thor geworfen, damit er die Pest über die Stadt weiter verbreite!"

Ein allgemeines Wutgeheul folgte den Worten. „Brecht das Thor auf — tragt ihn in die Judengasse zurück — laßt die Juden an ihrem eignen Gift sterben!" tobte alles durcheinander.

Ein wilder Angstkrampf zog das Gesicht des Kranken, über dessen Schicksal entschieden wurde, zusammen. Man sah, daß er alles vernahm, was um ihn her geschah und gesprochen ward, seine Augen waren weit geöffnet und starrten wie nachsuchend in das Antlitz des neben ihm knieenden Mädchens. Es lag eine irre Angst in ihnen, die mehr und mehr bei dem Getöse der erregten Masse stieg, seine bleifarbenen Lippen bewegten sich und zuckten unter einer sichtbarlich verzweifelten Anstrengung. Mühsam lüftete er den Kopf und sah mit abgrundtiefem, flehendem Blick in die Augen Sybilles: „Ich bin kein Jude," kam es matt von seiner Lippe und so leise, daß nur sie es vernehmen konnte — „nicht in die Judengasse — bei allem was Dir lieb ist, ich beschwöre Dich, Mädchen — nicht in die —"

Sein Kopf sank erschöpft zurück, und die Lider fielen bewußtlos wieder zu. Sybille dachte flüchtig nach — „was soll er auch in der Judengasse, da die schöne Tamar nicht seine Schwester ist," murmelte sie vor sich hin. „Ihr seid thöricht," setzte sie aufstehend hinzu: „Blickt den Kranken an und fragt euch ob ein Israelit so aussieht oder ein Christ? Sind eure Züge anders? Hat niemand schwarzes Haar unter euch? Tragt ihn ins Spital und ruft bessere Aerzte, denn diese sind Schwindler, die euch und die Natur betrügen."

Es war seltsam, wie der Aufruhr des rohen Haufens sich vor der ruhig-sicheren Weise des Mädchens legte. Die stämmige Figur des jungen Zimmermanns mochte allerdings mit dazu beitragen, der neben Sybille und der Bahre stand, und Miene machte, den ersten, der sich ihren Anordnungen thätlich widersetzen würde, seinen Ungehorsam auf das Fühlbarste zu verleiden. Mehrere der Verständigeren kamen überein, sich der notwendigen Aufgabe, die möglicherweise den Ausbruch des allgemeinen Verderbens von der Stadt abhalten konnte, zu unterziehen. Eine zweite Tragbahre ward aus einem der nächsten Häuser herbeigeholt und mit dem Körper des Arztes, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab, beladen, dann setzten sich die Träger eilig in Bewegung, während der Haufe auseinanderstob und zum Teil dem Besitzer des unbezahlbaren Theriaks in seine Wohnung nachdrängte, zum Teil mit der unheimlichen Schreckenspost die seinige aufsuchte und sich in ihr gegen die Außenwelt abschloß. —

Dies Ereignis, das die hillige Stadt Kölln in der heutigen Morgenfrühe dergestalt in Aufregung versetzte, fand in den ersten Augusttagen des Jahres 1348 statt. Mannigfache Kunde war zuvor aus dem Süden heraufgedrungen, dunkle

---

*) Neuhinzutretende Abonnenten erhalten den Anfang dieser Novelle kostenlos nachgeliefert.

Berichte, die das Gerücht weiter verbreitete, von einer neuen, entsetzlichen Krankheit, die im Morgenlande unter fernen, unbekannten Steppenvölkern ausgebrochen und von Schiffen aus Indien bereits im Jahre vorher an die Gestade des mittelländischen Meeres verpflanzt worden. Furchtbare, durch die Länge des Wegs ins Ungeheure entstellte Schilderungen liefen im Volke um; grausenhafte Einzelheiten wurden erzählt, für die niemand die Bürgschaft übernahm, da kein Augenzeuge von ihnen zu berichten vermochte. Man wußte nur, daß die Pest, der schwarze Tod, wie die betroffenenen Völker sie nannten, langsam vom Süden vorrückte und von der Türkei bis an den atlantischen Ozean Europa gleichmäßig mit den Armen umklammerte. Geheimnisvolle Sagen von entvölkerten Inseln, von ausgestorbenen Schiffen, die ohne Mannschaft steuerlos das Meer durchirrten und das Verderben an die Küste brachten, auf welche die Welle sie auswarf, gingen umher. Naturerscheinungen traten hinzu und ängstigten bald die Gemüter der Einsichtigen, bald die der Thoren. Wolkenbrüche, auf die versengende Dürre folgte, erzeugten Ueberschwemmungen und riefen in den verschiedensten Ländern Einsturz gewaltiger Bergesmassen hervor. Der Aetna brach aus, Erdbeben unterwühlten den Boden und öffneten Abgründe mit schädlichem Dunst. Dazu kamen Winde, zu Orkanen verstärkt, und brachten dicke, riechende Nebel, welche die Brust als giftbeladen von sich stieß. Seltsame Lufterscheinungen, von denen nur die Reisenden des Orients märchenhafte Dinge früher erzählt, und rastlos in den Wolken spielende Flammen. Quellen rieselten plötzlich hervor, wo nie eine Wasseranhäufung stattgefunden, Insektenschwärme verwüsteten die Felder, und ihre verwesenden Körper erzeugten faulig ekelhaften Geruch. Die Farbe der Luft und des Himmels erschreckte die Augen, unheimliche Zeichen im täglichen Leben vermehrten die Furcht. Mißwachs und Hungersnot drohten überall; es trübte sich der Wein in den Gefäßen, eine allgemeine Betäubung umhüllte die Sinne und erregte Kopfschmerz und Ohnmacht. Als verhängnisvollste Vorbedeutung für den Aberglauben erschien ein Komet mit langem, feurigen Schweif, häufige Meteorsteine fielen, eine glühende Dunstkugel strich, als Sendbote des nahenden Unheils, aus dem Osten in weitem Bogen über das Abendland, und eine riesenhafte Feuersäule senkte sich zu Avignon auf den Palast des Papstes herab, wie eine Zornfackel des Himmels, die, den Anbruch des jüngsten Tages verkündend, die Sündhaftigkeit der Menschen warnte.

Und demgemäß wandelten sich die Gemüter derselben in den Orten, welche die Pest ergriff. Die äußersten Gegensätze erreichten ihre Geltung, fast jeder ward aus dem gewohnten Gleise des Lebens gerissen, und seine innerste Natur kam zum Vorschein. Die Besonnenen verloren ihren Halt; Ausgelassenheit trat an die Stelle der Schwermut, und die drohende Gefahr vertauschte die Neigungen und Gewohnheiten. Wer nie an den Himmel gedacht, betete, und Lästerung kam aus dem Munde der Frommen. Die Wenigsten waren sich ihrer Absichten bewußt, der Instinkt herrschte, der Trieb der Selbsterhaltung überwog jeden anderen. Die heiligsten Verpflichtungen zerbrachen wie Halme in seinem Sturm; der Himmel schien die schützende Hand von der Menschheit abgezogen zu haben, und die Hand der Liebe, der Treue, der Menschlichkeit folgten seinem Beispiel. Erbarmen und Mitleid flohen vor der Furcht, entarteten in ihr Gegenteil. Stumpfsinn lag über der einen Hälfte der Menschheit, während die andere die Gelegenheit, die alle Zügel der Leidenschaft und gieriger Ausschweifung zerbrach, benutzte, des Kommenden ungewiß, kaum des genießenden Augenblicks versichert. Das Schreckenvollste des gewöhnlichen Lebens hatte seine Gewalt verloren; gleichgültig vernahm das Ohr die Gerüchte von lebendig Begrabenen; wie die Vögel und Raubtiere die Pestleichen, flohen die Menschen die Nähe der Lebendigen, die ihnen die nächsten, die liebsten, gewesen. Sie fürchteten sich vor dem Atem, vor der Stimme, vor den Augen, an denen sie gehangen. Sie irrten in der Wildnis, in die sie den tötlichen Keim mit sich trugen und einsam starben, wo kein Blick ihren Todeskampf sah, kein Ohr ihren Jammerruf vernahm. Keine Insel war so öde, kein Felsen so hoch, keine Flucht so geschwind, der Tod war schneller und erreichte sie.

Und die finstere Macht der Krankheit vermehrte noch der Wahnwitz der Menschen, den jene erzeugte, sich durch ihn zu verstärken. Wahrsager liefen schreiend durch die Gassen und prophezeiten den Untergang der Welt; dann sammelten sich Scharen jeden Alters und jeden Geschlechts, die Bußlieder singend und ihren entblößten Rücken geißelnd von Stadt zu Stadt zogen. In ihren Reihen brachten sie die Pest mit sich und steckten noch unberührte Orte, die sie durchwanderten, an. Schnödes Blendwerk religiösen Trostes boten sie dar und erfüllten die schwachen und abergläubischen Gemüter durch den Anblick ihrer blutbesprengten, zergeißelten Glieder und ihrer irrsinnig fanatischen Züge mit noch größerem, für die Pest empfänglichen Entsetzen. Tanzend und springend zogen sie von Thor zu Thor und erhöhten die Angst. Sie kamen wie Leichenraben, die sich plötzlich aus blauer Luft sammeln, wo sie Verwesung wittern; so erstanden sie, wo das Verderben begann, und häuften sich in Schwärmen und brachten das „große Sterben" mit sich, wohin sie gelangten.

Fast überall indes, wohin es noch nicht vorgedrungen, wiegte sich die Bevölkerung in goldener Sorglosigkeit. Die Masse glaubte nicht, was ihr Auge noch nicht gesehn, ihr Ohr nicht gehört, und lachte der Furcht der Weitsichtigeren, die im voraus Maßregeln zu ergreifen trachteten. Schwierig war die Verbindung der Zeit mit den weiter entlegenen Orten; selten genaue und verbreitete Kunde von dort. Und kam sie, so hielt niemand in der hilligen Stadt für möglich, was in Marseille, in Lyon, in Paris, oder selbst auch in Frankfurt geschehn. Sie wußten nicht, daß die Pest wie eine Katze heranschlich und sich zum Sprunge zusammenkauerte.

(Fortsetzung folgt.)

Hier und dort.

* **Berlin**, 21. Oktober. (Vorstandswahl.) Der Zentralverein für die Interessen der Jüdischen Gemeinde ist in Sachen der diesjährigen Vorstandswahl nicht so unthätig, wie es den Anschein erweckt und erwecken mußte. Wie wir zuverlässig erfahren, sind gleich nach Erscheinen unseres ersten Artikels in dieser Angelegenheit wichtige Schritte gethan

worden, die jedoch öffentlich nicht diskutiert werden können. Auch wir haben uns, nach Kenntnisnahme von der Sachlage, zu der Ansicht bekennen müssen, daß von der Einberufung einer öffentlichen Versammlung Abstand genommen werden mußte, und haben unsern Schlußartikel über die Vorstandswahl bis auf weiteres, vielleicht bis nach der Wahl, zurückgestellt. Eines wollen wir verraten: Es ist — um mit unsrer Kollegin zu sprechen — gegründete Aussicht vorhanden, daß die Vorstandswahl im Sinne des Gemeindefriedens ausfallen wird.

* **Berlin**, 21. Oktober. (Eine interessante Briefkasten-Notiz) finden wir in einer der letzten Nummern des „Volk". Jemand erzählt, daß ihn der Vertreter eines jüd. Geschäfts jüngst besucht und von ihm eine Bestellung auf Waren aufgenommen habe. Aus einer zurückgelassenen Karte ersah er alsdann, daß er es mit einem — horribile dictu! — Juden zu thun habe und redressierte deshalb sofort die aufgegebene Bestellung. Da der Kaufmann die Abbestellung nicht anerkennen wollte, fragt das biedere Antisemitlein bei dem „Volk" an, ob er verpflichtet sei, die Ware anzunehmen. Die Naivetät des Mannes, der glaubt, daß man einem Juden das gegebene Wort nicht einmal zu halten brauche, verdiente eine Prämie, wäre sie nicht zugleich ein Zeugnis von dem unheilvollen Einfluß, den die Judenhetze auf manche Gemüter ausübt.

* **Berlin**, 20. Oktober. (Theosophische Gesellschaft.) In den Zeitungen ist in der letzten Zeit viel von einer hier bestehenden theosophischen Gesellschaft die Rede gewesen, ohne daß indessen einer der vielen Zeitungsartikel die Ziele dieser Gesellschaft klar dargelegt hätte. Wir lassen darum einen orientierenden Bericht über Wesen und Ziel der Gesellschaft folgen, indem wir der Ansicht sind, daß wir Juden, das „Volk der Religion", über jede religiöse Bewegung, auch außerhalb des Rahmens des Judentums, unterrichtet sein müssen. Die Theosophische Gesellschaft ist im Jahre 1875 gegründet worden. Sie ist eine Organisation, die den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit zum Ziele ihrer Bestrebungen macht. Ihr Hauptzweck ist: den Kern einer allgemeinen Menschenverbrüderung zu bilden, ohne Rücksicht auf Geschlecht, Rasse, Glauben oder Kaste. Als hierzu dienliche Nebenzwecke verfolgt sie: 1. Das Studium der alten und neuen Litteraturen und Wissenschaften des Ostens und der arischen Völker zu fördern. 2. Die unerklärten Naturgesetze sowie die im Menschen schlummernden Seelenkräfte zu erforschen. Nur die Annahme des angeführten Hauptzwecks ist einzig und allein erforderlich, um als Mitglied Aufnahme zu finden. Die Annahme der beiden unter 1 und 2 bezeichneten Punkte steht in dem Belieben eines jeden Einzelnen. Die Gesellschaft fordert kein besonderes Glaubensbekenntnis, sie enthält Mitglieder aller Konfessionen; nur verlangt sie von jedem Mitgliede, daß es dem Glauben oder der Anschauung anderer dieselbe Toleranz entgegenbringe, die er für seinen eigenen in Anspruch nimmt. Es bildet jedes Mitglied einen selbständigen Mittelpunkt innerhalb der Gesellschaft.

* **Berlin**, 21. Oktober. (Die Brandenburgische Provinzialsynode) beschäftigte sich in ihrer gestrigen Sitzung mit den Juden, und zwar zunächst im Anschlusse an den Bericht über die Thätigkeit der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden. Aus diesem geht hervor, daß während der letzten drei Jahre sich 80 Juden zur Taufe gemeldet hatten, von denen aber nur 36 beseligt wurden. Synodale Dr. Hefter erklärt, in Berlin sei das Gerücht verbreitet, daß es den Juden sehr leicht gemacht werde, zur evangelischen Kirche überzutreten. Man nenne dies in den Zeitungen die „Schnelltaufe". Er berufe sich auf den „Vorwärts", welcher erzählt habe, daß sich eine jüdische Lehrerin um eine Anstellung bewarb, aber zurückgewiesen wurde. Nach kurzer Zeit habe sie ihre Bewerbung mit Erfolg wiederholt, denn sie habe ein Taufzeugnis vorgezeigt. Er müsse es als eine Herabwürdigung des Sakrament bezeichnen, wenn es wirklich eine sogen. Schnelltaufe gebe. General-Superintendent Faber erklärt, daß ihm der vorgetragene Fall nicht bekannt sei, und er dessen Wahrheit bezweifeln müsse. (Er ist doch wahr! Die junge Dame führt den Namen Striemer. Red.) In seinem Schlußwort macht der Synadale Knak folgende Bemerkung: „Die Judenfrage ist dann gelöst, wenn Christen und Juden eins geworden sind in der Anbetung des dreieinigen Gottes und in der Anbetung Christi als des Sohnes Gottes, des alleinigen Mittlers" u. s. w. — Kunststück! Wenn es kein Judentum giebt, dann giebt es keine Juden und folglich auch keine Judenfrage. Um zu dieser Weisheit zu gelangen, braucht man nicht Theologie studiert zu haben. Da aber Herr Knak Theologe ist, so sollte er doch wissen, daß die Propheten, auf die sich die evangelische Glaubenslehre stützt, in anderem Sinne gesprochen, daß sie als Bedingung und Höhepunkt des Menschen- und Völkerfriedens die Anerkennung des einig-einzigen Gottes bezeichnet haben. Im Ghetto sprach man von einem „Schulchan Aruch auf Rädchen"; es scheint auch ein Neues Testament auf Rädchen zu geben.

⚒ **Prenzlau**, 20. Oktober. (Friedhofschändung) In der Nacht zum 17 d. M., sind von ruchloser Hand auf dem jüdischen Friedhofe hierselbst eine Anzahl Grabsteine gewaltsam umgerissen worden. Die Synagogengemeinde hat eine Belohnung für die Entdeckung des Thäters ausgesetzt, und man kann nur dringend wünschen, daß es gelingen möchte, die Grabschänder zu ermitteln.

Posen, 20. Oktober. (Das Zeichen des Niederganges.) Sehr treffend führte Herr Körpel in seinem Gemeindebilde aus unsrer Provinz als Beweis für die Verringerung der jüdischen Bevölkerung die häufige Umwandlung von zwei- und mehrklassigen Schulen in einklassige. Auch der Gemeinde- und Schulvorstand in Nakel hat jetzt den Beschluß gefaßt, aus der zweiklassigen jüdischen Volksschule eine einklassige zu machen.

Breslau, 20. Oktober. (Gottesdienstliche Konzerte. Nach Berliner Muster.) Die Frage, ob gottesdienstliche Vorträge oder erbauliche Predigten, über welche zwei gelehrte Mitarbeiter Ihres Blattes diskutieren, ist in unserer Gemeinde in anderer Weise gelöst worden. Hier ist am verflossenen Jom kippur in der neuen Synagoge die Weihe des Tages durch ein gottesdienstliches — Konzert gehoben worden. In der Pause begab sich der erste Kantor dieser Synagoge auf das Chor und schmetterte von dort ein Lied auf die Häupter der Zuhörer hernieder, die so ergriffen waren, daß sie selbst das Applaudieren vergaßen. — Nach Berliner Muster wird auch

hier anläßlich der bevorstehenden Repräsentantenwahlen eine Propaganda gegen die Gemeindeverwaltung versucht. Es ist sogar ein „Wahlverein für die Interessen der jüd. Gemeinde“ ins Leben gerufen worden, der bereits vier Mitglieder hat. Der Gründer dieses Vereins ist der geniale Schöpfer des „Deutschen Reichsverbands jüd. Religionslehrer“, der nunmehr hoffentlich die jüdischen Kultusbeamten und ihre mageren Geldbeutel in Ruhe lassen wird.

s. Laurahütte, 20. Oktober. (Jubiläum.) Als vor 47 Jahren unser Kantor Herr Berger sich hier niederließ, zählte die jüdische Gemeinde kaum 10 Familien. Mit dem Wachstum der Industrie vergrößerte sich auch die jüdische Gemeinde, die jetzt circa 70 Familien zählt, und noch heute wird der Gottesdienst in unserer Gemeinde von Herrn Berger geleitet, dem es am vorletzten Sabbat vergönnt war, bei voller körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, umgeben von seinen Kindern, Enkeln und Urenkeln, seinen 80. Geburtstag zu feiern. Aber nicht nur seine Familie, sondern die ganze, durchaus nicht reiche Gemeinde feierte diesen Tag in einer Weise, die ihr zur höchsten Ehre gereicht. Am Morgen überraschte den Greis ein vom Hauptlehrer Semmel geleiteter Chor mit einem Ständchen, während das Töchterchen des Dirigenten im Namen der Sänger einen prachtvollen Blumenkorb überreichte. Darauf erschien der Synagogen-Vorstand, sowie die Vorstände sämtlicher Wohlthätigkeits-Vereine, um dem Jubilar ihre Glückwünsche und Geschenke darzubringen. Der Synagogen-Vorstand übersandte Tags darauf 300 M., während der Krankenpflege-Verein den würdigen Greis, sein ältestes, tüchtigstes Mitglied, unter Ueberreichung eines Diploms zum Ehrenmitgliede ernannte. Telegraphische und briefliche Glückwünsche gingen in großer Zahl ein. Am Sonntag fand zu Ehren des Jubilars ein vom Ober-Kantor Herrn Oswald aus Kattowitz geleiteter Festgottesdienst statt, der durch die Predigt des Herrn Rabbiner Dr. Goldschmidt aus Königshütte einen würdigen Abschluß fand. Das hierauf stattgehabte Festessen hielt die Versammlung bis über Mitternacht hinaus vereint. Schließlich dankte Herr Berger herzlich für alle Ovationen, die er in seiner Bescheidenheit als unverdiente darstellte. Allen Teilnehmern aber wird das schöne Fest noch lange in Erinnerung bleiben und alle sind von dem Wunsche beseelt, Gott möge dem wackeren Greise auch fernerhin seinen Segen verleihen.

= Jena, 19. Oktober. (Eine Berichtigung) versendet der Prorektor der Gesamtuniversität dahingehend, daß die Statuten des „Mediz. Vereins“ der Genehmigung der Universitätsbehörden nicht bedürfen, weil die studentischen Korporationen das Selbstverwaltungsrecht haben und nur verpflichtet sind, ihre Statuten auf Verlangen zur Einsicht vorzulegen. Die gerügte Bestimmung des Statuts des „Medizinischen Vereins“ war behördlicherseits nicht einmal bekannt. Die Anschläge aber an den schwarzen Brettern der Anstalten der Universität bedürfen nur der Genehmigung des betr. Anstaltsdirektors, welcher in diesem Falle nur durch ein Versehen dieselbe erteilte. Sofort, nachdem der angefochtene Passus zur Kenntnis des Prorektors kam, wurde dem Medizinischen Verein aufgegeben, die Anschläge von allen schwarzen Brettern zu entfernen und ähnliche nicht wieder zu machen.

U. Aus Baden, 20. Oktober. (Brief aus Badisch-Krähwinkel.) Ein Vorstandsmitglied der „Berliner Jüdischen Gemeinde“ äußerte jüngst in der Repräsentantensitzung: Gottesdienst könne nur würdig oder gar nicht abgehalten werden. Dagegen haben wir mit 28 von 29 Stimmen beschlossen zu protestieren. Unser Vorsteher begründete diese Resolution dahin: „Man müsse (wegen Chuka Hagoi) vor, während und nach dem Gottesdienst die verflossene „Judenschule“ kopieren. Aus eben diesem Grunde richten wir uns auch nicht nach unserer Synagogen-Uhr. Wir gehen bald früher, bald später als zur bestimmten Zeit ins Gotteshaus. Imgrunde kennen wir keine bestimmte, sondern nur eine unbestimmte Zeit. Die Vorversammlung findet bei gutem Wetter auf der öffentlichen Straße vor der „Schul“ statt. Bei schlechtem Wetter in der „Kahlsstub“, die auch gleichzeitig als „Schulzimmer“ dient. Eigentlich aber hat sie ihren Beruf verfehlt; sie sieht eher wie eine Wachtstube aus. Dort bereiten wir uns ½ bis 1 Stunde recht lebhaft vor, bis wir erschöpft sind. Beim Eintritt in die „Schul“ ist aber auch schon die Erschöpfung geschwunden. Der eine wendet sich mit dem Angesicht nach Süd, der andere nach Nord. Ein dritter nach West. Nach Ost im günstigsten Falle der Chasen. Dann beginnt die Erbauung. Der eine erbaut sich mit seinem Nachbarn an seinen Geschäften, die er gemacht, oder machen will. Ein anderer freut sich in einer Gruppe seiner Vorder-, Neben- oder Hintermänner über die guten (?) Eigenschaften eines guten Freundes, und dies alles geschieht laut und vernehmlich. Unser Chasen könnte den Tischa b'aw-Nigun am Simchas-Thora anstimmen, es merket's keiner, außer einigen seiner Kollegen. Apropos: Unsere Chasonim und ihre Nigunim. Wundern müßten Sie sich über dieselben und wenn Sie der blasierteste Gigerl wären. Da hören Sie Chasonim wie die Kanarienvögel und Nigunim aus den populärsten Liedern; die Opern zc. nicht zu vergessen. Ist dann die brausende Andacht vorüber, dann wälzt sich die Menge und ihre Vorläufer, unsere ganze Kille, Männer, Frauen, sowie unsere sämtlichen Kinder weiblichen und männlichen Geschlechts — der brandenden Woge gleich — zum Tempel hinaus, auf die freie öffentliche Straße vor der „Schul“, wo sie sich etwa eine halbe Stunde lang oder auch mehr, je nach Bedürfnis, der Erholung widmen. — P. S. Wenn Sie mir das Honorar für diese Korrespondenz schicken, so schreiben Sie die Adresse genau, da es mehrere Krähwinkel in Baden giebt. (Zwar, das „Honorar“ wird nicht an die Adresse des Einsenders gelangen, hoffentlich aber die Korrespondenz an die Adresse der in Frage kommenden kleinen Gemeinden Badens, denen wir von Herzen „gute Besserung“ wünschen. Red.)

♂ Wien, 18. Oktober. (Der jüngste Skandal) in unserem Gemeinderate ist von Ihrem Korrespondenten nicht ausführlich genug dargestellt worden; besonders muß die grenzenlose Parteilichkeit des Bürgermeisters ins rechte Licht gerückt werden. Auf die Aufforderung, seinen Parteigenossen Gregorig, der die Juden, „Judenliberalen“ und die „Judenpresse“ schmählich beschimpfte, zur Ordnung zu rufen, erwiderte unser Stadtoberhaupt, er werde thun, was ihm beliebe. Und als Dr. Mittler mit einer Beleidigung antwortete und etliche

Antisemiten erklärten, sie würden Mittler gefordert haben, wenn er nicht Jude wäre, erklärte der Bürgermeister beschwichtigend, „Gemeinderat Dr. Mittler könne überhaupt niemanden beleidigen: Als Dr. Nechansky dann erklärte, es dürfe nicht in der Weise fortgehen, daß jeder Schimpf, wenn er von der Majorität ausgehe, nicht gehört werde, während das geringste Wort der Minorität, wenn es von der Majorität übel aufgenommen werde, vom Präsidium gerügt werde, erwidert der Bürgermeister gegen die Rechte gewendet wiederum: „Ich werde nicht das thun, was Ihnen beliebt, sondern das, was mir beliebt." — Ein Wort des früheren ungarischen Ministers, Grafen Julius Andrassy, über die Zustände in unserer Stadt, dürften auch auf den oben flüchtig skizzierten Vorgang Bezug haben: „Ich will diese bedauerliche Verirrung dem Wiener Volke in seiner Gänze nicht auf's Kerbholz schneiden, wie man denn auch bei uns diese Ausbrüche im Allgemeinen mit Ruhe und Würde beurteilt und es niemandem beifällt, dieselben in gleicher Form zu erwidern. Diese Schmach werden wir auf den ungarischen Namen nicht laden. Uebrigens kann man mit wahrer Freude beobachten, daß gerade diese Uebergriffe bereits eine Reaktion herbeiführen, und es steht zu hoffen, daß diese Elemente die volle Uebereinstimmung mit uns, deren sie in hohem Maße bedürfen, mit größerer Beflissenheit als bisher pflegen werden. Vermag man bei uns solche Auswüchse auch nicht wahrzunehmen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die öffentliche Stimmung gegen Oesterreich selbst heute noch keine solche ist, wie sie sein könnte und wie sie zu unserem Frommen auch sein müßte."

□ **Prag**, 18. Oktober. (Oberrabbiner-Stellvertreter Dr. Moritz Tauber) ist am 13. d. Mts. im 6. Lebensjahre nach kurzem Krankenlager gestorben. Diese Trauernachricht rief hier das schmerzlichste Bedauern hervor, enn Dr. Tauber war als Geistlicher und Mensch gleich vorrefflich. Der Friede in seiner Gemeinde, in welcher er mehr ls ein Vierteljahrhundert wirkte, ging ihm über alles, um hn zu wahren und zu erhalten, verstand er es auch, oftmals m Kampfe mit seiner Ueberzeugung, nachgiebig zu sein. Auch eine Schüler scharten sich um ihn in wahrer Liebe und Verhrung, er besaß förmlich einen Zauber, die Herzen aller an ch zu ziehen. Auf humanitärem Gebiete entfaltete er trotz einer oftmals erschütterten Gesundheit eine seltene Rührigkeit nd Ausdauer. Wird man einst von vergangenen Tagen der Prager Israelitengemeinde, von ihren verdienstvollen und elehrten Männern sprechen, so wird gewiß der Name Dr. Moritz Tauber gern genannt werden, und diese Zuversicht leibt der schönste und beseligendste Trost in den Tagen der rauer um den Heimgegangenen.

Pp. **Podwoloczyska** (Galizien), im Oktober. Es hieße ulen nach Athen und Wasser ins Meer tragen, wollten wir e Wohlthaten hervorheben, die Frau Baronin Hirsch seit m Tode ihres Gatten übt. Es ist eben die edle Frau nes edlen Mannes, und wie vordem bei dem im Wohlthun ermüdlichen und unerschöpflichen Baron Hirsch, pocht jetzt er Hilfsbedürftige bei seiner großmütigen Witwe an, und e früher findet er Gewährung. Unser kleines entlegenes tädtchen wurde von einem Brandunglück betroffen. Wohin) zunächst wenden? Das Rettungskomitee wußte Bescheid: Wie selbstverständlich an Frau Baronin Klara Hirsch in Paris, die auch nicht zögerte, uns ihre großmütige Spende von 2532 Gulden zukommen zu lassen.

Rom, 18. Oktober. (Das Ghetto) soll nun endgiltig von der Bildfläche verschwinden. Mit den Demolierungsarbeiten ist bereits begonnen worden. Die in der Judenstadt befindlichen uralten Synagogen sollten ebenfalls fallen und modernen Wohnhäusern Platz machen. Dagegen remonstrierte unsere Gemeinde, und der oberste Gerichtshof hat jetzt erklärt, daß alle diese heiligen Stätten ewiges, unveräußerliches Eigentum unserer Kultusgemeinde seien, und die Stadt kein Recht habe, dieselben zu expropriieren. Die Zerstörung der Gotteshäuser wurde daher auf eine unabsehbare Zeit verschoben.

London, 16. Oktober. (Ein Wort an den Zaren) richtete die „Daily Mail" aus Anlaß der Anwesenheit des russischen Selbstherrschers in unserem Lande zu Gunsten der russischen Juden. „Die Leiden der russischen Juden, schreibt das Blatt, sind nicht etwa geringer, weil sie indirekter Natur sind. Die als Maigesetze bekannten Bestimmungen, nach welchen die Juden auf einen Raum beschränkt sind, der früher groß genug für sie gewesen sein mag, nun aber viel zu klein für die bedeutend vermehrte Bevölkerung geworden ist, bringen ihnen so sicher Hunger, Krankheit und Tod, wie die türkischen Säbel den Armeniern. Diese Gesetze zwängen die Juden fürchterlich ein, von der Wiege bis zum Grabe, wenn es ihnen nicht gelingt, der Tyrannei zu entfliehen und in andere Länder auszuwandern, wo sie wenigstens als Menschen betrachtet werden. England hat ein Recht, zu verlangen, daß die Juden des Zaren besser behandelt werden sollen. Die Masseneinwanderung in unser Land hat, wenngleich sie mit der Auswanderung nach Amerika nicht verglichen werden kann, doch das Ghetto im Osten von London in den letzten zehn Jahren ungemein vergrößert. Die Klasse von Juden, welche hierher auswandern, zeigt schreckliche Spuren der furchtbaren Bedrückung, wenngleich sie — wir gestehen es offen — sich sehr rasch in ziemlich anständige Bürger verwandeln, sobald man ihnen die Freiheit dazu läßt. Fast immer sind diese Juden leiblich und geistig zurückgeblieben, und sehr oft bringen sie die Keime zu unheilbaren Krankheiten mit, die ihnen einen frühen Tod bereiten. Unser Staat hat bis jetzt glücklicherweise noch nicht wesentlich unter dieser Einwanderung gelitten, weil die besser gestellten Juden dafür Sorge tragen, daß ihre Glaubensgenossen niemandem zur Last fallen, außer ihnen. Wir haben aber keine Gewähr dafür, daß diese Wohlthätigkeit nicht plötzlich einmal aus irgend einem Grunde versiegt, und dann hätte der Staat eine schwere Bürde zu tragen, und nur die Behandlung der russischen Juden in ihrem Vaterlande wäre die Ursache davon."

□ **London**, 18. Oktober. In dem indischen Vasallenstaate Janj'ira fand zum ersten Male eine Prüfung der Mädchenschule und eine Verteilung von Preisen statt. Bei dieser Gelegenheit wurde von der Begum (der Fürstin) die Begründerin des Mädchenunterrichts, Mrs. Schaloam Bapriji mit den höchsten Ehren überhäuft. Mrs. Bapriji ist die Witwe des früheren Premierministers und eine Jüdin von den Ben' Israel.

m. Petersburg, 14. Oktober. (Der Verein zur Verbreitung von Bildung unter den russischen Juden) hat, wie aus seinem Jahresbericht hervorgeht, auch im ablaufenden Jahre eine sehr rege Thätigkeit entfaltet. Was zunächst die Schüler-Unterstützungen betrifft, so sind auch Besuchern der Elementarschulen solche gewährt worden, hauptsächlich wurden Hoch- und Unterschüler berücksichtigt. Für Hochschüler wurden nahezu 25 000 Rubel ausgegeben. Die Liste der einzelnen Universitäten, Polytechniken und Akademien zeigt, daß die Studenten außerhalb des jüdischen Ansiedelungsrayons den Verein mehr in Anspruch nahmen, als diejenigen innerhalb desselben, was leicht daraus zu erklären ist, daß die letzteren leichter Lektionen und anderweitige Verdienste oder überhaupt Unterhaltsquellen erlangen, als jene. — An Schriftsteller- und Blätter-Subventionen hat der Verein im Berichtjahre ca. 1800 Rubel verausgabt. — Die historisch-orthographische Kommission des Vereins hat Vorträge, ein oder zweimal des Monats veranstaltet, und sich mit der Herausgabe eines geschichtlichen Werkes befaßt, wovon der erste Band schon erschienen ist. — Die „Ausstellungs-Kommission" das heißt diejenige, welche die Repräsentierung des Vereines auf der Ausstellung von Nischnij-Nowgorod durchzuführen hatte, entledigte sich ihrer Aufgabe, wie ja schon aus den Ausstellungsberichten bekannt ist, mit vielem Glück. Der Verein wurde mit einer silbernen Medaille prämiert. — Die Bibliothek des Vereins, an welcher seit 25 Jahren gesammelt wird, und die drei Abteilungen hat, Hebraica, Judaica, Russo-Judaica (letztere einschließlich der Werke allgemein-wissenschaftlichen Inhalts), umfaßt, — wird von einer Bibliothek-Kommission geleitet. Im Berichts-Jahre kamen 683 Werke in 824 Bänden, die teils durch Kauf, teils durch Schenkung erworben wurden. — Bedauerlich ist, daß, wiewohl eine Summe von etwa 8000 Rubeln für Prämiierung von guten der Aufklärung dienlichen Schriften vorhanden ist, in dieser Hinsicht noch nichts geschehen ist, das speziell die lässigst gestellten Anträge, ein Talmudlehrbuch für Anfänger mit russischer Uebersetzung und Erklärung, und eine russische Bibelübersetzung herauszugeben, nicht zur Durchführung kommen.

St. New York, 10. Oktober. (Der Nationalrat jüdischer Frauen) wird seinen ersten allgemeinen Konvent in hiesiger Stadt im kommenden Monat abhalten. Alle Städte, in welchen Zweigvereine sich befinden, und das ist in allen Städten mit jüdischer Bevölkerung der Fall, werden durch die hervorragendsten Frauen vertreten sein. Bekanntlich dankt dieser Frauenrat seine Entstehung dem in Chicago während der Weltausstellung stattgefundenen Kongreß der Religionen. Sein Zweck ist ein durchweg ethisch-religiöser, daher nicht mit der in Berlin stattgefundenen Tagung der Frauenrechtler zu verwechseln. Der Zweck des Vereins ist klar genug in dem Aufruf enthalten, welchen soeben die Präsidentin Frau Hannah G. Salomon und die Schriftführerin Frau Sadie American, beide von Chicago, erlassen. Es heißt darin, der Zweck der Vereinigung ist, die Mitglieder zu einem tieferen Eingehen in das Studium der Bibel zu veranlassen und sie zu ermuntern, Religion, Geschichte und Literatur zu studieren, sowie die besten Mittel zu erwägen, den Mitmenschen hülfreich an die Hand zu gehen. Es sollen ferner die Bande unter den jüdischen Frauen fester geknüpft werden und durch eine organische Union ein Medium des gegenseitigen Verständnisses geschaffen werden, um die gemeinsamen Interessen besser zu fördern. Vereinigte Anstrengungen im Interesse des Judentums sollen gemacht werden, und zwar durch Anschaffung der Mittel, welche das Studium desselben befördern und durch Hebung der sozialen Reformen durch das „Zutagefördern der besten philosophischen Gedanken."

⁂ Chicago, Anfang Oktober. Das jüdische Lehrerseminar, in Verbindung mit einer Musterschule, wurde wiedereröffnet. Die Einschreibungen ergaben ein Resultat von fast 1000 Kindern.

⁑ Johannesburg (Südafrika), Anfang Oktober. Hier soll eine Reformsynagoge nach dem Muster der Londoner Berkeley-Street-Synagoge errichtet werden. Die Führer der neuen Bewegung sind die Herren Langermann und Joseph Jakobson.

---

* Aus den Gemeinden. Versetzt: HH. Blumenfeld von Rakwitz nach Unruhstadt, — Jospe von Unruhstadt nach Krojanke, — Blaustein von Tremessen nach Gnesen. — Lehrer Stillmann in Nakel, welcher nach 50jähriger Dienstzeit am 1. d. M. in den Ruhestand getreten ist, wurde mit dem Hausorden von Hohenzollern dekoriert.

— Vakanzen. Hameln: Zum 1. 4. 97 L., K., Sch. Fix. (Anf.) 1000 Mk., Nbk. u. fr. W. Meld. an C. Michaelis. — Kempen (Posen): Zum 1. 12. K., Sch., Kore. Fix. 1350—1500 Mk. u. bed. Nebk. — Glogau: Zum 1. 1. 97 sem. u. mus. geb. L., K., Sch. Fix. 2400, Nbk. mind. 600 Mk. — Kobylagora: Sof. L., K., Sch. Fix. 900, Nbk. ca. 500 Mk. u. fr. W. Meld. an Rabb. Dr. Bamberger, Schildberg. — Kirf (Bz. Trier): Rl., K. Geh. (bei fr. Station) nach Uebereink. Meld. an M. Kahn II.

Aus dem Leserkreise.

Sehr geehrte Redaktion! In der vorigen Nummer Ihrer w. Zeitung brachten Sie die Nachricht, daß die Gemeinde Betsche aufgelöst sei und auf der Stelle, wo die Synagoge gestanden hat, ein Rathaus errichtet worden ist. Bitte es gefälligst dahin berichtigen zu wollen, daß nicht die Gemeinde Betsche, sondern die Gemeinde Brätz aufgelöst ist, und nicht ein Rathaus errichtet worden ist, sondern eine katholische Schule.

Tirschtiegel, 18. Oktober. W. Plonski.

Da ich aus den Personalien Ihrer Wochenschrift ersehen habe, daß ich von Landsberg in Ostpreußen nach Dt. Eylau versetzt worden bin, so teile ich Ihnen ganz ergebenst mit, daß es ein Irrtum ist, denn ich komme von Landsberg O.-Schl.

Dt. Eylau. Kantor J. Galliner.

Nach meinem Dafürhalten ist das jüdische „Nebbich" aus dem altlateinischen „Nevis", gleichbedeutend nevult von Nolo, abzuleiten. Es hätte dann ungefähr die gleiche Bedeutung wie die jetzige Anwendung des biblischen חלילה.

Saarunion. Rabbiner J. Gugenheim.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.